Die Trugspiegelung orientalischer Kultur in den vorgeschichtlichen Zeitaltern Nord- und Mittel-Europas.

VON

DR. MATTHAEUS MUCH.

MIT 50 ABBILDUNGEN IM TEXTE.

JENA · HERMANN COSTENOBLE · 1907.

Die Trugspiegelung Orientalischer Kultur.

DIE TRUGSPIEGELUNG ORIENTALISCHER KULTUR

IN DEN VORGESCHICHTLICHEN ZEITALTERN NORD- UND MITTEL-EUROPAS.

VON

DR. MATTHAEUS MUCH.

MIT 50 ABBILDUNGEN IM TEXTE.

JENA · HERMANN COSTENOBLE · 1907.

Vorwort.

Diese Abhandlung ist zuerst in einem durch die Umstände gebotenen, geringerem Umfang im XXXVI. Band der Mitteilungen der wiener Anthropologischen Gesellschaft erschienen. Ich halte jedoch den Gegenstand aus mehreren Gründen für wichtig genug, auch das anderweitige Material, das sich mir bei der Abfassung dieser Abhandlung darbot, zu seiner besseren Beleuchtung zu verwerten. Um jedoch nicht in Wiederholungen zu verfallen, mußte ich mir auch hier Beschränkung auferlegen und insbesondere auf die Erörterung der Herkunft der vorgeschichtlichen Kulturpflanzen und Haustiere Europas verzichten. Ich glaube jedoch, diesbezüglich auf mein Buch über die Heimat der Indogermanen, II. Aufl., aufmerksam machen zu dürfen, in dem ich den Nachweis unternommen habe, daß auch die Kulturpflanzen und Haustiere kein Geschenk des Orients, sondern ureigenes Kulturgut des Okzidents — Europas und der Mittelmeergebiete Afrikas — sind.

Wien im Oktober 1906.

Dr. M. Much.

Inhalt.

Einleitung.

Bei der Beurteilung der verschiedenen Kulturkreise, sowie auch der Verwandtschaftsverhältnisse der Rassen und Völker, ihrer allmählichen Ausbreitung und weitgreifenden Wanderungen sind wir nur zu sehr geneigt, uns durch die Gleichartigkeit einzelner Erscheinungen verleiten zu lassen, Einflüsse und Verbindungen anzunehmen, welche sich bei näherer Prüfung als nicht bestehend erweisen. Wir sind einer solchen Neigung um so leichter zugänglich, wenn ererbte Vorstellungen, wie z. B. die von der Herkunft des ganzen Menschengeschlechtes und aller höheren Kultur aus Asien, hinzutreten, an die zu glauben sogar die Religionslehre gewissermaßen zur Pflicht machte.

Aus diesem Grunde mußten nicht nur alle Menschenrassen, insonderheit auch die Indogermanen, aus Asien stammen, der Ausspruch „ex oriente lux“ galt auch für die gesamte materielle und geistige Kultur der Völker Europas, die ausschließlich ein Geschenk des Orientes sein soll, ja für die sittliche Erhebung überhaupt, die in letzter Linie von den Ländern am Euphrat und Tigris bezw. von den vormals am Altai wohnenden turkotatarischen Sumero-Akkadern ausgegangen sein soll.

Hierbei ist, um nur einen Augenblick bei diesen Völkern zu verweilen, nur das eine auffallend, daß die Turkotataren, die zwei ihrer Stämme, Sumer und Akkad, aus der Heimat entlassen haben, durch welche sie der

Welt schon vor 8000 Jahren Haustiere und Kulturpflanzen, Metallbereitung und Baukunst, Zählkunst und Zeitrechnung, religiöse Vorstellungen und sittliche Vorschriften gegeben haben sollen, in ihren Ursitzen, wie der Inhalt der turkotatarischen Sprache beweist, nichts wesentliches hervorgebracht haben. Diese beiden in das Paradies im Zweistromlande ausgewanderten Stämme scheinen aber auch nach dieser riesigen, die ganze Menschheit bewegenden Leistung sofort wieder in das tiefste Dunkel versunken zu sein und nachher nichts mehr geschaffen zu haben. Dagegen wissen wir, daß Völker und Rassen, denen jene Kulturgaben erst vom Oriente in so reicher Fülle in die Hände gelegt worden, die angeblich in Hilflosigkeit verharrt und außerstande gewesen sein sollen, diese Gaben nun auch einer weiteren Entwicklung zuzuführen, dennoch kurz vor Beginn der geschriebenen Geschichte mit einer staunenerregenden Raschheit nach jeder Richtung hin selbsttätig aufzutreten, im Verlaufe der Zeit sogar ihre Herrschaft über jene alten Kulturvölker auszudehnen vermocht haben.

In den Augen der Philologen ist das mittlere und nördliche Europa das Land der „Barbaren“ gewesen, und Philologen waren unsere Lehrmeister und Erzieher! Gelegentliche Funde von Steingerät schienen nur geeignet, solche Anschauungen zu stützen; kamen bessere Dinge, wie z. B. Bronzesachen vor, wurden sie zwar den Kelten zugeschrieben, aber ja nicht als Erzeugern; phönikische und massilische Händler hatten sie über See aus dem Oriente gebracht, und als man gar Gußformen für Bronzesachen fand, die den italischen und griechischen nicht nachstanden, nun dann sind es die etruskischen Erzgießer gewesen, die in Ausübung ihres Gewerbes bis in den hohen Norden gezogen sind.

Allmählich ist es jetzt von diesen „patentierten“ phönikischen und etruskischen Tausendkünstlern etwas stiller geworden, auch sie haben sich überlebt, und man

könnte neugierig sein, wen die Vertreter des übermächtigen orientalischen Einflusses nun als Kulturträger berufen werden. Vorläufig gelten noch heute die Völker des mittleren und nördlichen Europas in den Augen vieler Forscher bis um die Zeit von Christi Geburt als Nomaden, wobei man sich freilich wieder wundern muß, woher diese Nomaden, die doch als solche nur sehr dünn gesäet in ihrer Heimat gewohnt haben können, die nötige Menschenzahl und nachhaltige Kraft genommen haben, um das römische Weltreich in Trümmer zu schlagen und auf ihnen fast in ganz Europa eigene Königreiche zu errichten?

Gelehrte, die sich von der Beeinflussung durch hergebrachte Meinungen oder durch die Berichte der Bibel frei halten, glauben die vollständige Abhängigkeit Europas vom Oriente durch den Hinweis zu erhärten, daß die größte Zahl der Kulturgüter in Form und Inhalt beiden Gebieten gemeinsam ist und daß es bei dem erwiesen hohen Alter der orientalischen Kultur und bei den einfachen, fast geschichtslosen Zuständen, die im mittleren und nördlichen Europa noch um den Beginn unserer Zeitrechnung herrschten, keinem Zweifel unterliegen könne, daß alle diese Kulturgüter dem Oriente entlehnt sind.

Am weitesten in dieser Anschauung ist Sophus Müller gegangen, der sich hierüber[1]) folgendermaßen ausspricht: „Es ist gezeigt worden, wie die ersten geschliffenen Beile nebst anderen Werkzeugen und Waffen, sodann Schmucksachen und Hausrat, Haustiere und Ackerbau, Wohnungs- und Dorfanlage, Begräbnisbräuche und Grabanlagen ihren Weg bis nach Skandinavien gefunden haben. Gleichzeitig wanderten auch Gedanken und Vorstellungen mit. Das geistige Leben erfuhr ähnliche Bereicherungen wie das materielle: den Beweis dafür

---

[1]) Sophus Müller, Urgeschichte Europas, S. 59—61.

bietet die Übernahme von Begräbnisbräuchen die immer in einem engen Verhältnis zu den religiösen Vorstellungen stehen."

Wie sich Sophus Müller die Übernahme der orientalischen Kulturgüter denkt, ergibt sich aus einer anderen Stelle, an der er von der Entlehnung einer Art von Zonenbechern des Nordens aus griechischem Vorbilde spricht. Hier sagt er: „Die Veränderungen" (an den angeblich im Norden nachgeahmten Bechern) „sind so groß, daß man diese Gefäße wohl als nordische bezeichnen kann. So steht es auch mit allen anderen übernommenen Elementen, die den Inhalt der eigentümlichen jüngeren Steinzeit in Nordeuropa bilden. Nachahmung wäre nicht das richtige Wort für das Verhältnis zum Süden; Aneignung, Besitzergreifung ist zutreffender. Das Fremde ist vollständig aufgenommen und so nationalisiert, daß es oft schwierig ist, den Ursprung zu erkennen und die Verbindungswege nachzuweisen. Es fehlt im äußeren Kreise", d. i. nach Sophus Müller an der äußersten Peripherie des orientalischen Kultureinflusses, „somit nicht an Eigentümichkeit, aber der Fortschritt, die Neuerung, die Erfindung sind nicht hier aufgekommen, und in der Art der Aneignung zeigt sich in der Steinzeit nirgends ein eigentlicher Fortschritt, im Gegenteile, es trat ein Rückschritt ein, das Klassische ist barbarisch geworden, wie die besprochenen Tongefäße zeigen."

Bei aller Hochachtung für den erfolgreichen und angesehenen Gelehrten halte ich, u. z. gerade wegen seiner deutlich hervortretenden Einwirkung auf die gelehrte Meinung einen Widerstand gegen derlei und gegen die noch ferner zu besprechenden, mit unantastbarer Sicherheit gemachten Aussprüche für gerechtfertigt, ja für geboten.

Nach der Ansicht S. Müllers ist keine Seite des menschlichens Lebens der vorhistorischen Bewohner Euro-

pas vom orientalischen Einfluß unberührt geblieben; es fehlte ihnen aber der Trieb zum Fortschritt und sie waren unfähig, die aus dem Oriente stumpfsinnig entgegengenommenen Kulturgüter weiter zu entwickeln, es trat, wie er ausdrücklich sagt, vielmehr ein Rückschritt ein, denn sie haben das Klassische ins Barbarische verkehrt. Damit stellt S. Müller unsere Vorfahren in Europa auf die tiefste Stufe der Wildheit neben den alleinigen Kulturträgern am Euphrat und Tigris.

Dagegen möchte ich mir die Bemerkung erlauben, daß Menschen der geschilderten Art in der Tat nicht geeignet sind, eine fremde Kultur fruchtbringend in sich aufzunehmen und sich auf dieser Grundlage zu gleicher Höhe wie der gebende Teil zu erheben. Wir machen diese Erfahrung an den sogenannten Wilden der Gegenwart, im besondern an den Völkern der schwarzen Rassen. An ihnen beobachten wir dieselben Erscheinungen, wie sie S. Müller an den prähistorischen Völkern uns schildert. Vor Jahrtausenden schon sind sie in Ägypten, in Chaldäa, in Assyrien, in Indien in innigster Beziehung zu den Kulturvölkern des Altertums gestanden, mit denen sie sich z. T. sogar leiblich vermischt haben, seit Jahrhunderten verkehren sie mit den Kulturvölkern der Gegenwart und dennoch sind sie durch die lange und vielfältige Berührung und teilweise Aufnahme äußerlicher Kulturformen nicht gehoben worden, sie sind passiv geblieben, unfähig, an der geistigen und sittlichen Weiterbildung der Menschheit mitzuarbeiten.

Wie ganz anders verhält es sich dagegen mit den alten Bewohnern unseres kleinen Erdteiles! Wenn wir auch nicht von der immer mehr Anerkennung findenden Lehrmeinung ausgehen, welche die Heimat der Indogermanen in Europa sucht, so ist es doch über jeden Zweifel gesichert, daß hier schon im zweiten vorchristlichen Jahrtausend mehrere ihrer Stämme seßhaft gewesen sind, somit zu jenen Völkern gehören, die nach S. Müller

unfähig waren, die von auswärts empfangenen Kulturerrungenschaften zu verwerten und weiter zu entwickeln, die vielmehr das Klassische ins Barbarische verkehrten. Was sehen wir aber? Diese Völker erscheinen zunächst als die Träger der ägäischen, sodann als Begründer der mykenischen Kultur, aus der sich das Griechentum entwickelt, das mit seiner vollendeten dichterischen und bildnerischen Kunst und mit seinem philosophischen Geist nicht nur alle bisherigen Kulturwerke himmelhoch überbietet, sondern auch der Menschheit für alle Zukunft den weitern Entwicklungsweg anweist. Am Ende des zweiten Jahrtausends ordnen sich indogermanische Stämme in Italien, deren einer in der ersten Hälfte des folgenden Jahrtausends mit kräftiger Hand den Grund zur Weltherrschaft legt, die, nachdem der gleiche von den Griechen unter Alexander d. Gr. unternommene Versuch gescheitert war, mehr als ein halbes Jahrtausend lang die damals bekannte Welt in Ordnung hielt und ihrem innern sozialen Gefüge eine zum großen Teil bis heute giltige Rechtsgrundlage gab. Und als endlich die durch orientalischen Einfluß morsch gewordenen Staatenbaue der Griechen und Römer zusammengebrochen waren, traten andere nordische Stämme auf den Platz, um mit gleicher staatenbildender Kraft neue Staaten zu gründen und die zerbröckelte Welt aufs neue in Ordnung zu bringen.

Wer kann glauben, daß Menschen, denen S. Müller jede Kulturempfänglichkeit, jede innere Anlage zur Bildung, jeden Fortschritt abspricht, sich zu solcher Geistes- und Machtfülle erheben konnten? Muß uns die Geschichte nicht vielmehr lehren, daß die prähistorischen Bewohner Europas ganz anders geartet waren, als sie S. Müller schildert, daß sie eben in jenen fernen Zeiten schon die Befähigung zu der folgenden Erhebung über alle Völker der Erde in sich tragen mußten?

Das zu erweisen, soll die Aufgabe der folgenden Darlegung sein.

Man erkennt aus den vorangeführten, z. T. sich innerlich widersprechenden Worten S. Müllers, daß er selbst sich nicht verhehlen kann, daß die Dinge, die er aus der Vergangenheit Europas vor Augen hat, sich von denen des Orientes doch sehr unterscheiden und eigentlich gar keinen Zusammenhang ersehen lassen, daß vielmehr die vorgeschichtlichen Völker Europas doch auch einige Gestaltungsgabe besitzen, indem sie das Fremde so nationalisieren, daß sein Ursprung gar nicht nachweisbar wird, und er empfindet die Notwendigkeit, diesen Widerspruch mit seiner Lehre in Einklang zu bringen.

Bei der Prüfung seiner Behauptungen sehe ich davon ab, daß das Beispiel für die Barbarisierung der orientalischen Vorbilder bei deren Nachahmung im Norden, die Zonenbecher, nicht gut gewählt ist, denn was die Form betrifft, so wird jeder Unbefangene zugeben, daß das nordische Gefäß, das uns Sophus Müller bezeichnet,[1]) eine viel feinere Empfindung für Formschönheit bekundet, als das plumpfüßige Muster aus Rhodos.[2]) Sodann gehört das nordische Gefäß, dessen glocken- oder becherartige Form dem Südosten Europas überhaupt und im besondern Griechenland völlig fremd ist, und neben das sich noch andere schöne Gefäße stellen lassen, einem, wenngleich späten Abschnitte der Steinzeit an, das griechische der Mykenäzeit, und da Sophus Müller wiederholt[3]) die lange, bis zu 1000 Jahre dauernde Zeit betont, die ein Muster zur Wanderung in den Norden benötigte, so fürchte ich, daß man im Norden schon lange jene zierlichen Becher gemacht, ehe das angebliche Muster seinen Weg angetreten hat.

Nicht anders verhält es sich mit den Gegenständen der nordischen Bronzezeit gegenüber jenen des Orientes.

Noch beachtenswerter ist der Widerspruch, der darin liegt, daß dem Norden einerseits der Fortschritt, die

---

[1]) Sophus Müller, Urgeschichte Europas, Abb. 41.

[2]) Sophus Müller, Urgeschichte Europas, Abb. 40.

[3]) Sophus Müller, Urgeschichte Europas, S. 59 und 159.

Neuerung, die Erfindung abgesprochen, anderseits aber zugegeben wird, daß er das Fremde sich vollständig angeeignet und so nationalisiert hat, daß es oft schwierig ist, den Ursprung zu erkennen und die Verbindungswege nachzuweisen. Damit ist ja dem Norden die Fähigkeit der Weiterbildung, also auch der Neuerung und Erfindung zugestanden, denn ohne sie ist die Weiterbildung fremder Erzeugnisse zu Formen, die das Muster nicht mehr erkennen lassen, nicht möglich.

Sehr bedenklich ist endlich der Ausspruch, daß die Aneignung des Fremden eine so vollständige gewesen, daß es schwierig ist, dessen Ursprung und Verbindungswege nachzuweisen, denn es wird dann auch schwer, wenn nicht geradezu unmöglich sein, die Entlehnung durch archäologische Belege glaubwürdig zu machen. Freilich hat sich Sophus Müller die Mühe erspart, uns in jedem einzelnen Falle das fremde Muster, die etwaigen Zwischenglieder und insbesondere den Weg zu zeigen, den es aus dem Oriente bis in das nordwestliche Europa gegangen ist.

Blickt man aber unbefangen auf die nordische Hinterlassenschaft, so wird man sich überzeugen, daß alles, was das nordwestliche Europa in der jüngeren Steinzeit und selbst noch in der Bronzezeit an Waffen, Werkzeugen, Schmuck und Gerät geschaffen hat, den orientalischen, in mancher Richtung auch den ägyptischen Leistungen der verwandten Art an Zahl, Mannigfaltigkeit und Präzision und teilweise selbst an Formenschönheit nicht nachsteht, in mancher Beziehung sie sogar übertrifft, was selbst Sophus Müller zugeben muß.

Zwar scheint es, als ob man im Norden die ganze Leistungsfähigkeit den Artefakten aus Stein, späterhin denen aus Bronze zugewendet habe; allein auch die Gefäße des Nordens[1]) und noch mehr jene des mittleren

[1]) Sophus Mülller, Ordning af Danmarks Oldsager; Stenalderen, Abb. 218, 219, 226, 229, 230; O. Montelius, Sveriges

Europas zeigen selbständige und mannigfaltige und von den orientalischen vollkommen abweichende Formen und ihre eigenartige Dekoration.[1]) Was aber die Steingeräte betrifft, so wird niemand die Präzision und Schönheit der Form, sowie die Bestimmtheit des Zweckes der meisten verkennen. Selbst so physikalisch einfache Werkzeuge wie das gewöhnliche Beil bekunden eine auffällige Freude an der Schönheit der Form, wie sie uns sonst selten begegnet; noch deutlicher aber tritt diese Freude und Gestaltungslust in dem Formenreichtume der Steinhämmer, der Speer- und Pfeilspitzen, der Dolche und einzelnen Schmucksachen zutage. Kein anderes Gebiet Europas und selbst Vorderasiens vermag gleiches aufzuweisen, und wenn Ägypten hierin und im besonderen in bezug auf die sichelförmigen Flintmesser ähnliches leistet, so fehlen doch in den weiten Zwischengebieten, namentlich also in den südlichen Teilen Europas, ganz insbesondere in Griechenland, das uns als Eingangspforte der orientalischen Kultur bezeichnet wird, und in dem Ländergebiete an der mittleren und unteren Donau Belege, welche eine Wanderung steinzeitlicher Vorbilder aus Ägypten bezeugen könnten, ganz und gar.

Was soll man aber erst zu den Hohlbeilen mit ausgebuchteter Schneide[2]) sagen — nicht zu verwechseln mit den Beilen mit runder Schneide, wie das zuweilen geschieht —, zu den hobeleisen- und schuhleistenförmigen und den Absatzbeilen, zu den Schmalmeißeln mit gerader[3])

Forntid; Svenska Fornsaker, Abb. 94, 95; J. Mestorf, Vorgeschichtliche Altertümer aus Schleswig-Holstein, Taf. XVII, Abb. 139, 141, 147.

[1]) Man sehe insbesondere M. Hoernes. Die neolitische Keramik in Österreich. Jahrbuch der Zentral-Kommission für Kunst- und histor. Denkmale. III. Bd. S. 1 u. ff.

[2]) Sophus Müller, Stenalderen, Abb. 58, 61, 63; O. Montelius, Svenska Fornsaker, Abb. 27, 28.

[3]) Sophus Müller, Stenalderen, Abb. 20, 22, 123—126, 129, 131—133; O. Montelius, Die Kultur Schwedens in vorchristlicher Zeit, Abb. 29, 30.

und mit hohler Schneide,[1]) zu den Kämmen der Kjökkenmöddinger, den Flachshecheln und Doppelfriemen der Pfahlbauten, den Hirschhornfassungen, den Formen des Bernsteinschmuckes,[2]) den eigentümlichen Schleifsteinen und Polissoirs *(Tildannede Polerstene)*?[3]) Das Vorkommen aller dieser Dinge ist uns im Oriente bisher nicht gemeldet, noch weniger bezeugt worden.

Wir suchen ferner im Oriente vergeblich die Ornamentierung auf Bronzegeräten aller Art, die wir im mittleren und insbesondere im nordwestlichen Europa in so vollendeter Weise in Übung sehen, daß ihr selbst Sophus Müller rückhaltlos seine Anerkennung auszusprechen sich gezwungen sieht.

Hierzu kommt endlich, daß wir in der steinzeitlichen Kulturentwicklung Mittel- und Nordeuropas weder eine Lücke, noch fremde, plötzlich herbeikommende Erscheinungen wahrnehmen, sondern eine harmonische Zusammengehörigkeit, ein stetiges Fortschreiten von den einfachsten Formen zu den hochentwickelten feststellen können, von denen wir einzelne selbst aus der paläolithischen Zeit herzuleiten vermögen.

Überblicken wir die gesamte Hinterlassenschaft der mittel- und nordeuropäischen Steinzeit und vergleichen wir sie ohne vorgefaßte Meinung mit jener der orientalischen, so sehen wir nirgends einen Rückschritt, nirgends, sogar wenn wir eine Anzahl von Entlehnungen und Anregungen aus der schon auf einer metallzeitlichen Stufe stehenden Kultur des Orientes zuzugeben geneigt wären, einen Rückfall in einen barbarischen Vorgang, wie Sophus Müller behauptet; es prägt sich vielmehr in allem eine

---

[1]) Sophus Müller, Stenalderen Abb. 128, 134; O. Montelius, Die Kultur Schwedens, Fig 31.

[2]) Sophus Müller, Stenalderen, Taf. IV; R. Klebs, Der Bernsteinschmuck der Steinzeit. Beitr. z. Naturkunde Preußens, 1882.

[3]) Sophus Müller, Stenalderen, Abb. 205.

selbständige, bodenwüchsige Tätigkeit der steinzeitlichen Bewohner Mittel- und Nordeuropas aus, und falls eine Entlehnung stattgefunden hätte, so haben sie aus dem spröden Stoffe das Beste und Schönste gemacht, was geschehen konnte, und sich das Zeugnis gegeben, daß auch sie dem Fortschritte und der Neuerung zugänglich gewesen und über ein reiches Maß der ihnen so kurzweg abgesprochenen Erfindungsgabe und Schaffenskraft verfügt haben.

Es liegt mir keineswegs im Sinn, jeden Güteraustausch zwischen dem Oriente und Okzidente in Abrede zu stellen; schon die nicht allzu ferne Nachbarschaft des südöstlichen Europas und weiterhin der asiatischen Kulturstaaten, die friedliche und kriegerische Berührung der Völker mußten dazu den Anstoß geben und selbst höher stehende Völker haben mancherlei Kulturgaben von tiefer stehenden, wie z. B. die Europäer aus Amerika, erhalten. Allein in jenem uneingeschränkten Maße, wie es einige Urgeschichtsforscher, und zwar ganz insbesondere für die ältere und jüngere Steinzeit angenommen haben, läßt sich jener Einfluß nicht erweisen. So ist z. B. vom jungsteinzeitlichen Fundbestande unserem Norden und Ägypten eine Zahl von Kulturschöpfungen und Kulturmitteln wirklich gemeinsam, wie einfache Beile aus Flint und anderen Gesteinsarten, verschieden gestaltete Messer, Pfeilspitzen, Lanzenspitzen, Schaber, Bohrer, Sägen und sichelförmige Messer aus Flint, Klopf-, Schleif- und Poliersteine, dann Pfriemen und Spateln aus Bein, Schmuck aus Muscheln, Perlen aus Stein, die allgemeinen Formen der Tongefäße mit Henkeln und Mamillen, das Spiralornament, die wichtigsten Haustiere und Kulturpflanzen; allein darunter befinden sich viele Dinge, die in vollkommen gleicher Art und Gestalt und in nicht geringer Zahl auch anderen Teilen der Erde, wie z. B. dem vorkolumbischen Amerika, eigen sind und hier sicher außer dem Bereiche der orientalischen Kulturausströmung stehen, wogegen manche

andere der genannten Arten im alten Kulturlande am Euphrat und Tigris noch nicht nachgewiesen sind.

Ein solcher Gemeinbesitz an Kulturmitteln und Kulturerrungenschaft berechtigt uns also noch keineswegs, eine vollständige Abhängigkeit anzunehmen, und selbst wenn wirklich ein Volk vom anderen einiges entlehnt hat, ist es nicht statthaft, eine Unfähigkeit des empfangenden Teiles zur Weiterbildung des Übernommenen zu behaupten, ihn hilflosen Wilden oder Kindern gleichzustellen, wie es von Sophus Müller mit den steinzeitlichen Bewohnern Europas geschieht, die nach seiner Versicherung „Werkzeuge und Waffen, Schmucksachen und Hausrat, Haustiere und Ackerbau, Wohnungs- und Dorfanlage, Begräbnisbräuche und Grabanlagen, selbst Gedanken und Vorstellungen des geistigen Lebens“, also alles, alles, was den Menschen über die Stufe des Tieres hebt, aus dem Oriente entlehnt und von diesem ganzen Kulturschatze wohl Besitz ergriffen haben und dennoch Wilde geblieben sind, denen kein Antrieb zum Fortschritt, keine Fähigkeit zu Neuerungen und Erfindungen innewohnt, die vielmehr in beständiger Gefahr sind, trotz fortdauernder Anregung von außen ins Barbarische zurückzufallen.

I. Abschnitt.

Vergleich fremdländischer Kulturerscheinungen, insbesondere Ägyptens und Amerikas.

In einem lehrreichen Vortrage über den Ursprung der amerikanischen Kultur, den R. Andree am 12. Dezember 1905 vor der Anthropologischen Gesellschaft in Wien gehalten,[1]) hat dieser kenntnisreiche Gelehrte gezeigt, daß es nicht angeht, aus einzelnen gemeinsamen Erscheinungen im geistigen und materiellen Leben der Völker oder Rassen gleich auf eine Entlehnung aus dem Kulturschatze einer anderen Menschengruppe oder auf die Herkunft von den Trägern dieses Kulturschatzes Schlüsse zu ziehen. Er hat als schlagende Beispiele den wagrechten Webstuhl, eine Art des Brettspieles und eine allerdings sehr eigentümliche Art des Aderlassens mittels eines kleinen Pfeiles, der gegen eine Vene am Kopfe abgeschossen wird, angeführt, die man, weil man sie sowohl im südöstlichen Asien als in Amerika findet, als Beweis für die Abstammung der Urbevölkerung Amerikas aus Asien namhaft gemacht hat, welcher Schluß aus diesen Dingen allein jedoch unberechtigt ist.

Amerika bietet uns aber auch nach der anderen Seite hin Gelegenheit, zu zeigen, wie vorsichtig man sein müsse, wenn man aus der Gleichheit von Kulturerscheinungen

---

[1]) Mitteilungen der wiener Anthrop. Gesellschaft. XXXVI, Jahrg. 1906 [87].

auf Entlehnung derselben oder gar des gesamten Kulturbestandes oder auf eine Herkunft der Völker und Rassen Schlüsse zu ziehen beabsichtigt. Vergleicht man die amerikanische (vorkolumbische) Steinzeit mit der europäischen, so will es allerdings wenig sagen, wenn wir hier wie dort Beile, Pfeilspitzen, Speerspitzen, Bohrer, Schlägel aus Stein, Pfriemen und Kämme aus Bein, Fischangeln, Netzsenker, Schmuck aus Tierzähnen und Krallen, Perlen, Tongefäße antreffen; allein es gewinnt schon den Anschein näherer Verwandtschaft, wenn derlei Dinge, wie z. B. Beile, Pfeil- und Speerspitzen, sich in ihrer Form so aufs Haar gleichen, daß die Gefahr des Verwechselns vorliegt, oder wenn Fischangeln da wie dort aus demselben Materiale (Stein, Bein und Muschelschalen) angefertigt werden.

Wenn Sophus Müller[1]) behauptet, daß die Erfindung des Steinschleifens in ihrer Anwendung auf Beile und anderes Gerät im Oriente gemacht worden und von dort über Griechenland nach Europa übergegangen sein müsse, so läßt sich mit dem gleichen Rechte sagen, daß diese Kunst sich auch nach Amerika oder etwa gar von dort hierher verbreitet habe, da wir dort eben auch dieselben geschliffenen Steinbeile und in denselben Formen wie im Oriente, in Griechenland und bei uns wiederfinden; ja die Verwandtschaft gerade der amerikanischen Steinbeile und unserer nordischen Beile erscheint noch viel näher, da wir in Amerika auf dieselben Steinbeile mit ausladender Schneide,[2]) die man hier als Nachahmung orientalischer Bronzebeile erklärt, und auf dieselben Hohlbeile[3]) stoßen, die eine Eigenart unseres

---

[1]) Sophus Müller, Urgeschichte Europas, S. 21.

[2]) Charles Rau, The archaeological collection of the U. St. National Museum, Abb. 54 a, 61, 90.

[3]) Charles Rau, The archaeol. coll., sieh hier die Abb. 14, 66—68.

Nordens bilden,[1]) in Ägypten und im Oriente dagegen fehlen.

Hierher gehören auch Doppelbeile aus Stein,[2]) die genau dieselbe Form haben wie einige Steinbeile des europäischen Nordens[3]) und unsere mitteleuropäischen Doppelbeile aus Kupfer und zinnarmer Bronze und die in Amerika ebensowenig einem wirklichen handwerksmäßigen Zwecke dienten wie in Europa, weshalb sie Rau als Zeremonialwaffen bezeichnet.[4]) (S. Abb. 14, 16, 19, 42, 43.) Unter den Pfeilspitzen treffen wir einige verwandte Formen, darunter auch gezähnte,[5]) ganz wie bei uns, und als Besonderheit die wenig beachteten, aber schon in paläolithischer Zeit und sonst überall vorkommenden Flintschaber mit eingebuchteter Schneide, zur Herstellung runder Axt- und Speerstäbe.[6])

Daß die Klopf- oder Behausteine, die zum Bearbeiten anderer Steine gedient haben, überall vorkommen, fällt nicht auf, aber es muß doch überraschen, wenn derlei Klopfsteine, die mit einem künstlich hergestellten Grübchen zum Ansetzen des Daumens versehen sind, wie wir sie im Norden finden,[7]) auch in Amerika vorkommen.[8])

---

[1]) Sophus Müller, Ordning af Danmarks Oldsager; Stenalderen, Abb. 58, 61, 128, 134; O. Montelius, Svenska Fornsaker, Abb. 27, 28, 31.

[2]) Charles Rau, The archael coll. Abb. 89.

[3]) Sophus Müller, Ordn.; Stenalderen, Abb. 76.

[4]) Charles Rau, The archaeol. coll., Abb. 89. Man vergleiche diesfalls M. Much, Die Kupferzeit in Europa und ihr Verhältnis zur Kultur der Indogermanen, 2. Aufl, S. 80.

[5]) Charles Rau, The archaeol. coll, Abb. 23, 24.

[6]) Charles Rau, The archaeol. coll. Abb. 43, 44; G. et A. de Mortillet, Le préhistorique origine et antiquité de l'homme, Fig. 41; Sophus Müller, Nordische Altertumskunde, Fig. 12; J. de Morgan, Recherches sur les origines de l'Égypte, I. Bd., Abb. 340—342.

[7]) Sophus Müller, Nordische Altertumskunde, S. 183; Oldsager; Stenalderen, Abb. 199.

[8]) Charles Rau, The archaeol. coll., Abb. 80, 81; Derselbe,

Nicht weniger bemerkenswert ist die Formengleichheit vieler Speerspitzen und Dolche in Ägypten, im europäischen Norden und in Amerika. Würde uns nicht das Material, aus dem sie hergestellt sind, behilflich sein, ihren Ursprung festzuhalten, wir würden sie nicht unterscheiden können. Unter den amerikanischen Stücken finden sich die schönsten in Mexiko; sie sind aus Obsidian hergestellt, und zwar wie in Europa mit und ohne Schaftzunge. Auffällig ist bei den besseren Speerspitzen aller Fundgebiete die Art der Überarbeitung des in der rohen Form fertigen Stückes durch schräg, nicht senkrecht auf die Längsachse des Blattes geführte Schläge, durch welche flache parallele Furchen bezw. sie begrenzende niedere Kanten über die ganze Fläche des Blattes gleichmäßig verbreitet wurden. „Glatte Parallelbehauung" nennt sie S. Müller.[1]) In vollkommen gleicher Weise tritt diese, eine besondere Geschicklichkeit bekundende Arbeit bei den nordischen, den mexikanischen[2]) und den ägyptischen[3]) Stücken hervor. Es wäre aber verfehlt, aus dieser in der Tat merkwürdigen Übereinstimmung einer eigenartigen Bearbeitungsweise sofort auf Entlehnung zu schließen, denn diese Übereinstimmung ergibt sich aus dem Zwecke des Gegenstandes und aus der Natur des Materiales, die nicht nur für die Oberfläche, sondern auch für die Form und Wirksamkeit bestimmend sind.

Es ist noch beizufügen, daß große Gebiete des vorkolumbischen Amerikas das Spinnen mit der durch den Spinnwirtel beschwerten Spindel und das

---

Observations on cup-shaped and other lapidarian sculptures, Abb. 32—36.

[1]) Sophus Müller, Nordische Altertumskunde, S. 187, Abb. 93 O. Montelius, Svenska Fornsaker, Abb. 55.

[2]) Einige Stücke in meiner Sammlung.

[3]) J. de Morgan, Recherches, I. Bd, Abb. 128, 129, 133, 134, 136, II. Bd., Abb. 311.

Weben ebenso gekannt haben wie das vormetallische Europa.[1])

Begeben wir uns auf das geistige Gebiet, so treffen wir die Sitte, Felszeichnungen herzustellen, ebenso in ganz Amerika wie in Ägypten, in Indien, in Schweden und im westlichen Europa; ganz wie hier pflegte man dort Jagd- und Kriegszenen und sonstige Darstellungen aus dem Leben, religiös-symbolische Zeichen und Bilderschrift in den Fels einzugraben.[2]) Unter diesen Zeichen erscheint insbesondere die einfache Spirale sehr oft, der wir ja auch in Griechenland und Ägypten begegnen; sonst finden wir sie, mehrgliedrig ineinandergreifend, auf Gefäßen und Spinnwirteln.[3]) (Abb. 7, 8, 10.)

Religiöse Bedeutung haben jedenfalls auch die sogenannten Näpfchensteine, die im nördlichen und westlichen Europa, im Mittelmeergebiete, in Indien[4]) zahlreich vorkommen und auch in Amerika nicht fehlen.[5]) Diese unterscheiden sich in gar keiner Weise von den europäischen, und doch würde sich jeder bedenken, so eigenartige Erscheinungen, die ja offenbar aus verwandten Vorstellungen hervorgegangen sind, in einen genetischen Zusammenhang zu bringen.

Im laufenden Jahrgange (1906) der „Gartenlaube" fiel mir ein Bericht über die Schätze des Sees von Guatavita auf, aus dem ich entnahm, daß in alter Zeit in hochgelegene, mit Wasser gefüllte Kraterbecken der Cordillieren Südamerikas aus Gold hergestellte Idole, offenbar Darstellungen von Göttern und Dämonen, in riesiger Zahl

---

[1]) Charles Rau, The archaeol. coll., Abb. 312, 313.

[2]) Charles Rau, Observations on cup-shaped and other lapidarian sculptures; J. F. Bransford, Archaeological Researches in Nicaragua; Richard Andree, Etnographische Parallelen.

[3]) Charles Rau, The archaeol. coll., Abb. 285, 287, 312.

[4]) J. H. Rivett-Carnac, Anc. Sculpturing, on Rocks in Kumamon, India. Journ. of the Asiatic Society of Bengal, 1883.

[5]) Charles Rau, Observations on cup-shaped, Abb. 42—46.

geworfen worden sind. Der Bericht ist von Abbildungen begleitet, deren Originale sich in den Museen für Völkerkunde zu Newyork, Berlin und Leipzig befinden. Wer denkt dabei nicht an die Quellopfer in Europa, z. B. an jene in der Riesenquelle von Dux in Böhmen, in der man außer vielen Armbändern mehr als 1000 Bronzefibeln der La Téne-Zeit fand? Das Nordische Museum in Kopenhagen besitzt seit neuester Zeit einen wertvollen Opferfund von schönen Bronzegegenständen und vielen Tierknochen, der aus einer Quelle gehoben wurde. Gleichartige Funde wurden in Schweden gemacht.[1] In Ungarn fand ein Bauer in einer Quelle ein Bronzeschwert, auf das er dadurch aufmerksam wurde, daß er sich an dessen Spitze stieß, als er mit hinabgeneigtem Antlitz trinken wollte.

Und wenn wir schließlich die Bestattungsformen hüben und drüben in Betracht ziehen, erkennen wir so viel Gleichartiges, daß wir uns nach der herrschenden Gepflogenheit für berechtigt halten könnten, auf eine Übertragung zu schließen. Wir finden jenseits des Ozeans dieselbe Bestattung in großen Grabhügeln, die Ausrüstung des Verstorbenen mit seinen Waffen und Schmucksachen, die Beigabe einer Wegzehrung, ganz wie hier in Europa, und ganz wie hier wird dort neben dem Begraben auch das Verbrennen der Leiche vorgenommen. Muß schon die Gleichartigkeit dieser Sitten an sich die Beachtung in hohem Maße erregen, so noch mehr dann, wenn wir die ihr zugrunde liegenden Vorstellungen berücksichtigen. Schon das Begraben in eigens aufgeworfenen großen Hügeln, sodann die Ausstattung des Verstorbenen mit seiner Habe, mit Speise und Trank läßt mit Sicherheit auf den Glauben an eine im Körper des Menschen wohnende Seele schließen, die nach dessen Tode ihr Leben fortsetzt und dieser Gegenstände so wie bisher

[1]) O. Montelius, Kulturgeschichte Schwedens. S. 311, Note.

bedarf. Das Verbrennen der Leiche kann diesen Schluß nur bekräftigen, da man damit entweder verhindern wollte, daß die Seele in den Körper zurückkehre, oder es ihr erleichtern, sich von der nun einmal toten Masse zu befreien. Die Richtigkeit dieses Schlusses ergibt sich auch aus der, wie an so vielen Orten Europas, auch in Amerika geübten Trepanation des Schädels des Verstorbenen, die ohne Zweifel angewendet wurde, um der Seele oder einem in einem Kranken oder Besessenen wohnenden Dämon den raschen Austritt aus ihrem Sitze, dem Gehirne, zu ermöglichen.[1])

Da es unstatthaft ist, diese Begräbnisbräuche auf eine Entlehnung aus der alten Welt zurückzuführen, so müssen die präkolumbischen Indianer selbständig auf den Glauben an eine Seele im Menschen und ihr Fortleben nach dessen Tode gekommen sein und von diesem Glauben den Anstoß zur Sitte der Bestattung der Leichen bezw. zur Bergung der Brandasche in Grabhügeln, zur Mitgabe ihres Besitzes ins Jenseits, zur Ausstattung mit Speise und Trank, kurz zur ganzen pietätvollen Behandlung der Überreste ihrer Verstorbenen, zum Ahnenkult, gefunden haben. Diese Pietät gegenüber den toten Angehörigen, und läge ihr erster Keim auch nur in der Furcht vor ihnen, setzt doch auch eine nahe Beziehung unter den Lebenden voraus, wenn diese auch nur den nächsten Verwandten oder Häuptlingen gegenüber zur Geltung gekommen sein sollte, und sittlich-religiöse Vorschriften der Menschen untereinander.

Wie arm an geistiger und materieller Kultur, wie stumpfsinnig müßten nun im Vergleich mit diesen so gering geschätzten Indianern, ja selbst gegen die Jägerstämme Nordamerikas im besondern mit ihrer unabhängig von der alten

---

[1]) Marquis de Nadaillac, Die ersten Menschen und die prähistorischen Zeiten, S. 407; Leonhard Stejneger, Proceedings of U. St. National Museum, 1885, S. 409.

Welt errungenen Kultur die steinzeitlichen Völker Mittel- und Nordeuropas erscheinen, denen Sophus Müller alle kulturelle Selbständigkeit, alle diese geistigen und sittlichen Errungenschaften abspricht, von denen er sagt, daß ihnen Werkzeuge und Waffen, Schmucksachen und Hausrat, Haustiere und Ackerbau, Wohnungs- und Dorfanlage für das materielle Leben, Begräbnisbräuche und Grabbauten, Gedanken und Vorstellungen für das geistige durch die Kulturpforte im Südosten zugetragen worden seien, denn die Begräbnisbräuche stünden immer in engem Verhältnisse zu den religiösen Vorstsellungen. Im Oriente, behauptet er, sei zweifellos der Ausgangspunkt für die dem Europäer neuen Vorstellungen vom Leben im Jenseits zu suchen, welche sie veranlaßten, die ersten mit Sorgfalt eingerichteten Gräber anzulegen. Hier aber in unserem Norden, sagt er an anderer Stelle, „fehlt in der Steinzeit der Fortschritt, die Neuerung, die Erfindung“, im Gegenteile, hier „trat ein Rückschritt ein, hier ist das Klassische barbarisch geworden“. Und das alles auf Grund einiger weniger, dem Oriente und dem Okzidente gemeinsamer Formen, die sich nicht näher stehen als die prähistorischen Reste der alten und der neuen Welt und deren inneren Zusammenhang man wohl behaupten, aber nicht beweisen kann!

Es sei mir zur Begründung, wie vorsichtig man bei der Beurteilung archäologischer Funde sein muß, gestattet, noch auf die Vergleichung einiger anderer amerikanischer Vorkommnisse mit den ägyptischen im besonderen einzugehen, weil diese in umfassenderer Weise erforscht sind, als die des babylonisch-assyrischen Kulturkreises.

Wenn Dinge, deren Form einzig durch den Zweck und das Material bestimmt wird, im wesentlichen übereinstimmen, so darf das nicht auffallen; man wird daher Speere, Pfeilspitzen, Dolche, Beile, so lange sie aus Zweckmäßigkeitsgründen oder infolge der geringen Eignung des Materiales zur Verarbeitung in der Entwicklung zurück-

gehalten werden, überall in der gleichen Gestalt finden. Beachtenswerter ist es schon, wenn kleinere oder größere Abänderungen an ihnen sich gleichen, die in der Willkür des Erzeugers ihren Grund haben. So könnte es immerhin auffallen, daß man z. B. in Amerika Flintspeere findet, die eine abgesetzte Schaftzunge, nicht selten neben ihr auch Widerhaken besitzen oder an der Basis eingebuchtet sind, und in gleicher Weise auch in Ägypten vorkommen.[1]) Dasselbe gilt von den Pfeilspitzen, die eigentlich nur zu dem Zwecke verkleinerte Speerspitzen sind, um sie zu leichterem Fluge und tieferem Eindringen in den Körper geeignet zu machen. Sie gleichen daher in den entferntesten Gegenden einander; doch kann man auch hier bestimmte Abänderungen ägyptischer Pfeilspitzen, z. B. solche mit breiter Schaftzunge, mit seitlichen Einschnitten und gezähnte,[2]) dicht neben amerikanische dieser Art stellen.[3])

Desgleichen hat Amerika dieselben Bohrer aus Flint wie Ägypten; ja es scheint, daß dort die Kunst des Bohrens, wie es sich bei den Tabakpfeifen und Perlen zeigt, eine hochentwickelte gewesen ist und anscheinend jene des steinzeitlichen Ägyptens überbietet.[4])

Machen wir einen Schritt in der Zeit vorwärts, so stoßen wir in der Metallzeit Ägyptens auf eine eigenartige Bronzeaxt, deren Gestalt durch die voranstehende Abb. 1 ersichtlich ist.[5]) Sie ist so eigentümlich, daß sie

---

[1]) Charles Rau, The archaeol. coll., Abb. 27—31, neben J. de Morgan, Recherches, I, 174, 177—179, 180—182.

[2]) J. de Morgan, Recherches sur les origines de l'Egypte, I, Abb. 183, 188—191, 197, 207.

[3]) Charles Rau, The archaeol. coll., Abb. 8, 9, 11—13, 16, 19, 22.

[4]) Charles Rau, Drilling in stone without metal. Annual reports of the Smithsonian Institution, 1882, S. 59.

[5]) Wiedergabe aus J. de Morgan, Recherches, I, Abb. 545; andere Stücke noch bei J. de Morgan a. a. O., Abb. 93, 541, 543,

sich aus allen Metalläxten vereinzelt heraushebt, und umsonst suchen wir gleiches in ganz Europa. Dabei läßt sich genau nachweisen, daß sich diese Axt auf dem Boden Ägyptens entwickelt hat, denn wir finden ihre Vorläufer schon in den gleich eigenartigen Äxten der ägyptischen Steinzeit, von denen die aus Flint hergestellten besonders

Abb. 1. Ägyptische Bronzeaxt.

Abb. 2. Ägyptische Flintaxt. Abb. 3. Bronzeaxt aus Südamerika.

charakteristisch sind (Abb. 2).[1] J. de Morgan selbst verweist auf diese Entwicklung. Der Gebrauch dieser Axtform hat sich also während zweier, mehrere Jahrtausende umfassenden Zeitalter erhalten und es war somit auch eine genügend lange Zeit gegeben, um sie nach

---

544, 546, 549, 550, und bei O. Montelius, Die Chronologie der ältesten Bronzezeit, Abb. 365.

[1]) Nach J. de Morgan, Recherches, I, Abb. 91; andere Stücke ebenda, Abb. 90, 92. Derlei Äxte aus amorphem Gestein ebenda, II. Bd., Abb. 176, 177.

Europa zu übertragen, was nicht geschah. Muß es uns aber nicht in Erstaunen versetzen, wenn wir ganz gleich gestaltete, in ihrer Verbreitung so eng abgegrenzte Äxte in Südamerika und im besonderen in Peru wiederfinden? Abb. 3 und 4 zeigen solche Bronzeäxte.[1]) Es läge gerade bei so scharf ausgeprägten Dingen sehr nahe, an eine Entlehnung aus Ägypten zu denken, wenn nicht auch in Amerika die bodenständige Entwicklung aus vorangegangenen Steinäxten, wie Abb. 5 und 6[2]) bezeugen, außer Zweifel gestellt wäre.

Abb. 4.
Bronzeaxt aus dem Sinatal, Peru.

Abb. 5.
Plintaxt aus Amerika.

Nicht alle Tongefäße Amerikas haben die bekannten abenteuerlichen und fratzenhaften Formen und Verzierungen, wie man sie zumeist vor Augen bekommt; es gibt deren genug, die man ohne weiteres den euro-

---

[1]) Zeitschr. f. Ethnologie, XIX, S. 20, 21, und E. Nordenskiöld, Forschungen im Grenzgebiete zwischen Peru und Bolivia. Zeitschr. f. Ethnol., XXXVIII, S. 92, Abb. 5c. J. J. A. Worsaae, Des âges de pierre et de bronze dans l'ancien et le nouveau monde. Memoires d. Antiq. du Nord, S. 214.

[2]) Charles Rau, North American stone implements. Reports of the Smithsonian Institution, Abb. 5—7; The archaeol. coll., Abb. 55, und Nordenskiöld, a. a. O., XXXVIII, S. 92, Abb. 5a.

päischen und im besonderen den ägyptischen an die Seite stellen kann.[1]) Die Dekoration auf den bezeichneten Gefäßen ist keineswegs so wild wie sonst, sondern streng geometrisch und maßvoll und bei mehreren selbst nicht ohne Geschmack, z. B. auch als sogenannter laufender Hund auf einem Spinnwirtel (Abb. 11). Am meisten auffällig ist die auch auf den ägyptischen Tongefäßen so häufige Spirale, doch ist sie auf den amerikanischen mit weit

Abb. 6.
Steinaxt aus dem Quiacatal, Peru.

Abb. 7.
Aus einem Grabhügel in Louisiana.

mehr Strenge und reicherer Ausgestaltung durchgeführt, so daß das ganze Gefäß, wie die Gefäße von Butmir, von einem ineinandergreifenden Netze von Spiralen bedeckt wird. (Abb. 7.) Übrigens kommen dort auch Spiralen eigener Art (Abb. 8) wie an Gefäßen aus dem Mondsee (Abb. 9) und aus Cypern (Abb. 10) vor.[2]) Anderseits erscheint die Spirale in ihrer einfachsten Art genau so, wie wir sie an der Saale und in Böhmen und Mähren

[1]) Man vergleiche die in Charles Rau „Archaeol. Collection" (Abb. 282—290 und 293) und in J. F. Bransford „Archaeological Researches in Nicaragua" (S. 69 und 70, sowie auf Taf. I, Abb. 5, 6, 9, 16, 17, 22, 23) dargestellten Gefäße, mit denen bei J. de Morgan „Recherches" (Bd. I, S. 152 und 153, sowie auf den Taf. IV, VI, VII und VIII).

[2]) Charles Rau, The arch. coll., Abb. 290, 287, 285; Ohnefalsch-Richter, Kypros, S. 493, Taf. CCXVI, Abb. 9; M. Much, Die Kupferzeit, Abb. 32.

auf Tongefäßen zahlreich finden,[1]) wobei die Besonderheit erwähnt werden soll, daß in Amerika ein ganz eigenes, durch das Eindrücken des Endes eines runden Stäb-

Abb. 8.
Krug aus Nord-Carolina.

Abb. 10.
Krug aus Parasalia auf Kypern.

chens bewirktes Ornament vorkommt, das zeitweilig im mittleren Europa erscheint.[2])

Gleich Ägypten, hat auch Amerika Gefäße aus

Abb. 9. Krug aus dem Mondsee.

---

[1]) Charles Rau, Indian Pottery. Annual reports of the Smithsonian Institution, 1882, S. 52, Abb. 5 und 8.

[2]) Charles Rau, Ebenda, S. 52, Abb. 9; A. Voss, Zeitsch. f. Ethnologie, Jahrg. 1891, S. 73, Abb. 6; M. Much, Die Kupferzeit in Europa, Abb. 105.

Stein, die unserem Norden während der Steinzeit und Bronzezeit fehlen.[1])

Wie schon eingangs erwähnt wurde, war den Amerikanern die Webekunst nicht fremd; sie kannten das Spinnen mit der Spindel und das Weben auf dem wagrechten Webstuhle. Beachtenswert ist hierbei das Vorkommen tönerner Spinnwirtel (Abb. 11), die zuweilen wie in Europa dekoriert sind. Auch in der Form treffen ägyptische und amerikanische Spinnwirtel zusammen.[2])

Abb. 11. Spinnwirtel aus Mexiko.

Auf Grund ungenügend untersuchter äußerer Erscheinungen hat man die Herkunft der amerikanischen Kultur durch den Hinweis auf die in Mexiko und Zentralamerika geübte Baukunst wirklich zu erweisen gesucht, wo man aus Stein und Mörtel zusammengefügte Pyramiden wie in Ägypten gebaut habe. Der Beweis ist hinfällig, da es sich in Amerika nicht um Pyramiden, sondern um Paläste

---

[1]) Charles Rau, The archaeol. coll., Abb. 143—147, 156; Paul Schumacher in Annual reports of the Peabody Museum of Anthrop. and Ethnol., 1878, S. 258.

[2]) J. de Morgan, Recherches, Abb. 328, 229; Morgan erklärt sie irrig für Perlen. In Ägypten kommen aus Scherben hergestellte Spinnwirtel (?) vor (Morgan, a. a. O. I. Abb. 493—496), die auch bei uns nicht fehlen, doch zumeist den spätesten Abschnitten der prähistorischen Zeit angehören, da sie aus Scherben von Gefäßen bestehen, die auf der Töpferscheibe gemacht sind. Charles Rau, The archaeol. coll., Abb. 312, 318.

und Tempel handelt. Diese Bauwerke zeigen vielmehr, daß die Menschen an verschiedenen Orten zu gleichen Kulturergebnissen geführt werden können. Wirft man einen Blick auf die Höhlenbewohner Nordamerikas, die Cliff-Dwellers,[1]) mit ihren kunstlos aufgeführten Steinmauern, so könnte man mit Berechtigung zur Meinung gelangen, daß ähnliche Versuche, aus Steinen und einem Bindemittel Wohnungen herzustellen, den Keim zu jenen großen Bauwerken bildeten. Zur Bearbeitung der Bausteine hatten sie anfänglich, sowie in späterer Zeit noch in Nordamerika, wieder nur einen Stein, was ja auch in Ägypten lange Zeit nicht anders war, wie man aus dem Prachtwerke von L e p s i u s ersehen kann, das wiederholt Bildwerke zur Anschauung bringt, auf denen Leute erscheinen, die mit einem Behausteine in der Hand die Steinquadern bearbeiten. In Mittel- und Nordeuropa fehlt dagegen in allen prähistorischen Zeitaltern und noch in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung, von den Gräberbauten der Steinzeit abgesehen, jede Spur von Bauwerken aus Stein und Mörtel.

Auch die amerikanischen F e l s z e i c h n u n g e n könnte man aus Ägypten abzuleiten versucht sein, wo ihre Herstellung ein uralter und wie in keinem anderen Lande entwickelter Brauch war. Von dieser zur B i l d e r s c h r i f t ist nur mehr ein Schritt und ohne Zweifel ist dieser in ältester Zeit von den Felsinschriften ausgegangen. Es genügt, darauf hinzuweisen, daß auch Amerika seine Bilderschrift hatte, und daß sie hier in einem Umfange, wenn auch nicht in der Ausbildung angewendet wurde, wie nur in Ägypten.

Zum Schlusse sei noch ein Blick auf die B e g r ä b n i s b r ä u c h e gestattet, auf die Sophus M ü l l e r wegen ihres Zusammenhanges mit religiösen Vorstellungen einen be-

---

[1]) Emil S c h m i d t, Vorgeschichte Nordamerikas, IV. Abschnitt. M. d. N a d a i l l a c, Die ersten Menschen, X. Kap.

sonderen Nachdruck legt. Schon bei den einfachen Erdbestattungen in Amerika ist gar nicht selten der Gebrauch ersichtlich, die Leiche in ein großes Tongefäß zu zwängen, dieses mit einem zweiten Gefäße oder sonstwie zu verschließen[1]) und sodann der Erde zu übergeben, eine Sitte, die wir auch in Chaldäa, in Vorderasien (bei Troja), in Spanien und in Ägypten, nicht aber in unserem Norden treffen.[2])

Geht schon aus dem bisherigen eine über ganz Amerika verbreitete große Sorgfalt für die Erhaltung der Reste der Verstorbenen hervor, so wurde durch das Mumifizieren der Leichen das höchste geleistet, was in dieser Richtung in vorgeschichtlichen und geschichtlichen Zeitaltern, soweit es sich um einen allgemeinen Brauch handelt, geschehen ist. Obenan stehen hierin die alten Ägypter, die, was Vollkommenheit und Umfang dieser Übung betrifft, das höchste erreicht haben; aber unmittelbar an sie reihen sich die alten Peruaner, die es gleichfalls verstanden haben, die Leichen ihrer Verstorbenen anscheinend eine unabsehbare Zeit lang in unverweslichem Zustande zu erhalten. Dabei treffen noch einzelne Züge zusammen, welche die Gleichartigkeit in beiden Ländern erst recht auffällig machen, so die dichte Einwicklung in Gewebe, die Beigabe von Gegenständen des Gebrauches, die Aufstellung in Felshöhlen u. dgl. Übrigens läßt sich das Mumifizieren nicht allein in Peru, sondern auch in anderen Gebieten Amerikas nachweisen. Mit Recht dürfen wir aus diesen allgemein verbreiteten verschiedenen Begräbnisbräuchen auf einen ebenso verbreiteten

---

[1]) J. F. Bransford, Archaeological Researches in Nicaragua, S. 7, Abb. 1—10; Marquis de Nadaillac, Die ersten Menschen, S. 410.

[2]) J. de Morgan, Recherches, II, S. 132 u. f., Abb. 468, 469 bis 472. Henri et Louis Siret, Les premiers ages du métal dans le sud-est de l'Espagne, S. 42. Louis Siret, L'Espagne préhistorique Revue de questions scientifiques. Bruxelles, 1893. S. 72.

und tiefgehenden Ahnenkult schließen und auf eine aus ihm sich ergebende gesellschaftliche Ordnung, auf religiöse Anschauungen und sittliche Vorschriften, die Sophus Müller den steinzeitlichen Bewohnern Europas als eigenen Besitz abspricht und ihnen erst aus dem Oriente zukommen läßt.

Diese Gleichartigkeit auf geistigem und religiösem Gebiete zeigt sich auch noch in anderer Richtung. Der Inka in Peru galt als Sohn der Sonne, er war das Ebenbild des regierenden Gottes, des Herrn des Volkes und Reiches, als welcher er göttliche Verehrung empfing. Ihm waren Bilder geweiht, die im Prozessionsgeleite im Lande umhergetragen wurden, um das geeignete Wetter zu befördern. Auch die mexikanischen Herrscher versprachen, die Sonne gehen zu lassen, das zuträgliche Wetter zu machen und zu sorgen, daß die Früchte reifen. Ganz in derselben Weise herrscht in Ägypten der Sonnengott Ra in der irdischen Gestalt des Königs, der den richtigen Weltlauf erhält und dem Volke die Ernten beschert.[1]) Da wie dort treffen wir demnach dieselbe Weltordnung, in der der König als Sohn der Sonne, der obersten Gottheit, erscheint, an ihrer Stelle alles in geregeltem Gange hält und insbesondere die Feldfrüchte reifen läßt, und da wie dort führen diese gleichartigen Vorstellungen zu weiteren gleichartigen Erscheinungen, so unter anderem zur Geschwisterehe, an die hier die Könige Ägyptens, in Peru die Inka gebunden waren, und zwar beide durch die Erbfolge nach dem noch nicht erstorbenen Mutterrechte, gemäß deren nur der Blutsverband der Mutter in Betracht kam. Sollte also die Nachfolge durch die Kindschaft der Gottheit gesichert sein und doch einem Sohne des Königs zufallen, so mußte er notgedrungen seine Schwester heiraten. Der Sprößling folgte sodann als Sohn der Mutter.

---

[1]) Julius Lippert, Kulturgeschichte der Menschheit, S. 467—471.

Ähnlichen Vorstellungen entsproß die Sitte der Couvade, die wir bei den Tiberenern im nördlichen Kleinasien, bei den alten Iberern und den heutigen Basken und einzelnen Stämmen in Südamerika treffen.

Wenn man diese ganz auffällige, nicht bloß über primitive Geräte, sondern auch über staatliche Einrichtungen und religiöse Satzungen sich ausbreitende Gleichartigkeit zwischen Peru und Ägypten überblickt, so könnte man in der Tat in Versuchung kommen, das Volk von Peru oder doch seine materielle und geistige Kultur von Ägypten abzuleiten, wie es von den Anhängern der Lehrmeinung, daß die Indianer Abkömmlinge der zehn verlorenen Stämme Israels seien, mit zäher Ausdauer ein Jahrhundert lang geschehen ist. Die enge und umfassende Berührung der Juden mit Ägypten ist bekannt. Sie haben nicht allein Getreide, sondern gewiß auch andere Kulturgaben von dort bezogen und mancherlei, was dem Staatsleben und Kultus angehört, entlehnt; sie kennen gleich den Ägyptern den Ahnenkult, die Erbbegräbnisse in Höhlen, die Geschwisterehe und haben verwandtschaftliche Beziehungen[1]) zu ihnen, sie könnten sonach die ägyptischen Geräte und Einrichtungen nach Amerika gebracht haben.

Eine Widerlegung dieser Anschauung ist überflüssig;

---

[1]) Der fromme Erzvater Abraham hat neben seiner Magd, der Ägypterin Hagar, und verschiedenen anderen Kebsweibern seine Schwester Sara zum Weibe genommen, die ihm freilich recht unangenehm geworden sein mag, weil er sie an den ägyptischen König weiterzugeben versuchte. Auch im Hause David scheint die Geschwisterehe nicht unstatthaft gewesen zu sein, wie denn auch die Söhne Adams ihre Schwestern heiraten mußten, wenn sie ihre Weiber nicht etwa aus dem Volke holten, für das Kain eine Stadt baute. Abraham und Sara wurden nach ägyptischer Sitte in Felshöhlen bestattet. Die Beziehungen zu den Ägyptern werden auch durch die Ehe Josefs mit der Tochter des ägyptischen Hohenpriesters bezeugt; Moses selbst nahm eine Frau aus dem arabischen Stamm der Midianiter, die mit Ägypten in Handelsverkehr standen.

ich möchte aber doch nicht unerwähnt lassen, daß es nur die gleichartige Natur der Länder war, die zu gleichen Ergebnissen geführt hat. In der regenlosen Höhenzone Perus mußte man bald die Beobachtung machen, daß tierische und menschliche Leichen nicht verwesen, sondern eintrocknen, und wo schon ein, wenn auch anfänglich niederer Gräberkult bestand, mußte diese Wahrnehmung ganz wie in Ägypten von selbst dazu führen, die Leichen eintrocknen zu lassen und sie in den vorhandenen Höhlen aufzustellen, im Erfordernisfalle sodann künstliche Höhlen dafür anzulegen. Ja noch mehr, gerade an dieser Eigenschaft des Landes rankte sich die weitere Entwicklung des Ahnenkultes selbst empor, der dann seinerseits wieder die gesellschaftliche Ordnung bis zum Erwachsen einer selbstherrlichen Staatsgewalt förderte. So werden wir auch der erzieherischen Natur des Landes an den Gestaden der Ost- und Nordsee ihr Recht lassen müssen, die, abgesehen von dem, was sie sonst noch gewährte, durch die Menge und Güte des Feuersteines zur unabhängigen Entwicklung zweckdienlicher und formschöner Werkzeuge und Waffen, durch die Granitblöcke der Eiszeit zum Bau der Riesengräber geradezu eingeladen hat.

Wir haben im vorstehenden eine lange Reihe von Kulturschöpfungen: Werkzeuge und Waffen aller Art aus Feuerstein, eine eigenartige Axt aus Bronze, die Webekunst, Felszeichnungen und Bilderschrift, die Baukunst, Begräbnisbräuche und Ahnenkult, religiöse und gesellschaftliche Vorstellungen, kennen gelernt, welche uns in überraschender Gleichartigkeit in Ägypten und in Amerika entgegentreten. Kein ruhig Denkender wird aus ihr auf Wanderungen oder auch nur Entlehnungen des einen Gebietes vom anderen schließen; wir werden vielmehr aus ihr die Überzeugung gewinnen, daß wir mit derselben

Vorsicht urteilen müssen, wenn wir die prähistorischen Kulturerscheinungen Europas, insbesondere des mittleren und nördlichen Teiles, mit denen des Orientes in Vergleich bringen und daraus einen Schluß auf ihren Zusammenhang ziehen wollen.

Wenn aber, wie viele Urgeschichtsforscher behaupten, die alteuropäische Kultur unter der ausschließlichen Herrschaft der orientalischen erwachsen ist, wenn jede Anregung in der gesamten Tätigkeit und zur Tätigkeit, auch Gedanken und Vorstellungen durch die Kulturpforte im Südosten gekommen sind, dann müßte die Gesamtheit der eingeführten Muster, wenn nicht hier an dieser Pforte, so doch im Oriente sich vorfinden und der Einfluß des Orientes in den urgeschichtlichen Überbleibseln des mittleren und nördlichen Europas sich spiegeln.

Wir werden allerdings zugeben, daß eine Reihe von Kulturerscheinungen dem Oriente und dem Okzidente gemeinsam ist; da wie dort finden wir Behau-, Schleif- und Poliersteine, behauene Flintbeile, polierte Beile, Speere, Dolche und Pfeile, Schneidwerkzeuge und sichelförmige Messer aus Flint, Pfriemen und Kämme aus Bein, Muschelschmuck, Steinperlen, Schleifsteine und Mühlsteine, endlich auch Gefäßformen und Gefäßornamente derselben Art: allein das sind Gegenstände, die kein Zeugnis abzulegen vermögen, denn wir treffen sie in allen Teilen der Erde.

Sehen wir näher zu, so werden wir in unserer nordischen Heimat vielleicht weniger Kulturerscheinungen finden, die gleichmäßig ihr und dem Oriente angehören, als solche, die Amerika und Ägypten gemeinsam sind.

Wenn der Einfluß des Orients ein so übermächtiger gewesen ist, wie ihn Sophus Müller mit beredten Worten schildert, warum fehlen dann in Nordeuropa die oben erwähnte typische ägyptische Bronzeaxt und ihre Vorläufer aus Feuerstein, die eigentümlichen Bronzebeile in der Form einer halbkreisförmigen Scheibe, deren Verbreitungs-

gebiet sich wohl über Ägypten, Assyrien und das dazwischen liegende Phönizien erstreckt hat, in der Richtung gegen Griechenland aber sich nicht weiter als bis Vaphio ausgedehnt zu haben scheint.[1]) Die Verwendung dieser letztern Beilform muß insbesondere in Ägypten eine häufige gewesen sein, wo sie M. Chantre auch in der Nekropole von El Khozan fand. Als Werkzeug sehen wir solche Beile beim Schiffsbau im Gebrauch;[2]) sie scheinen aber auch als Waffe gedient und als solche sich zur Prunkwaffe erhoben zu haben, denn man sieht sie auch in der Hand der ägyptischen Königsfigur auf der Triumphstele des Königs Pepi I.[3]) Auch diese Beilform reicht in Ägypten so wie die andere Art weit in der Zeit zurück, da wir sie dort in ihrer einfachsten Gestalt auch aus reinem Kupfer finden, wie in den Gräbern von Abydos[4]) und von El Khozan, und es liegt auch bei ihr nahe zu vermuten, daß sie sich aus ähnlich gestalteten Flintbeilen[5]) entwickelt habe. Jedenfalls war sie gleich der zuerst erwähnten T-förmigen Bronzeaxt sehr lange Zeit im Gebrauch, ohne daß sie in Europa eingedrungen ist.

Ägypten besitzt übrigens noch einige andere Beilformen,[6]) von denen ebenfalls keine auch nur in die südlichsten Teile Europas gelangt ist. Da endlich auch das einfache, der Form des Steinbeiles folgende Flachbeil aus Kupfer, aus dem sich die Formen der europäischen Metallbeile entwickelt haben, nicht ägyptischen Ursprungs ist, kann man mit Bestimmtheit sagen, daß Europa keine der ägyptischen Formen der Metallbeile übernommen hat, und doch ist das Beil das am allgemeinsten gebrauchte Werk-

---

[1]) O. Montelius, Chronologie d. ält. Bronzezeit, Abb. 351, 354, 355, 406; Forrer, Antiqua. Jahrg. 1891, Taf. IV, Abb. 4, 4A, Taf. XVIII, Abb. 14, 14A.

[2]) Ed. Meyer, Geschichte des alten Ägyptens, S. 117.

[3]) J. de Morgan, Recherches, I, Abb. 596.

[4]) J. de Morgan, Recherches, II, Abb. 351, 354, 355, 406.

[5]) J. de Morgan, Recherches, I, Abb. 59—63, 66, 70.

[6]) J. de Morgan, Recherches, I, Abb. 546—548 und 551—555.

zeug, und der ägyptische Kultureinfluß ist so alt und steht in so enger Beziehung zu dem babylonisch-assyrischen und Griechenland und Italien sind so nahebei an Ägypten!

Übrigens sind auch die Beilformen Babyloniens und Assyriens sowie auch des übrigen Vorderasiens[1]) in Mittel- und Nordeuropa vollständig fremd, nur eine beschränkte Zahl eines anderen Beiltypus, eines Flachbeiles ohne Schaftgrate oder Schaftlappen, aber mit abgesetztem Schaftblatte im südlichen Italien[2]) und in Spanien[3]) zeigt eine ferne Formverwandtschaft mit einem kleinasiatischen Beile,[4]) so daß man einen gemeinsamen Ursprung aus dem Oriente ohne weiteres zugeben kann; aber in diesem Falle handelt es sich vielleicht um wenige versprengte, wahrscheinlich einer jüngeren Zeit angehörige Stücke, die der Schiffsverkehr an den Küsten des Mittelmeeres abgesetzt hat, die aber keine weitere Verbreitung in das Innere des Kontinents gefunden haben und auf die fernere Entwicklung ohne Einfluß geblieben sind.

Im Gegensatz zu dieser engen örtlichen Umgrenzung der ägyptischen Beilarten haben die bronzenen Beile mit Schafttülle, die Kelte Europas, trotz ihrer entwicklungsunfähigen Form eine eigentümliche und außerordentliche Verbreitung erfahren. Man findet sie nicht nur in ganz Europa einschließlich Rußlands und Finnlands,[5]) sondern auch in Sibirien,[6]) in China,[7]) in Kambodscha,[8]) auf

---

[1]) O. Montelius, Chronologie, Abb. 331—335, 350, 343—345.

[2]) O. Montelius, Chronologie, Abb. 473—474.

[3]) L. Siret, L' Espagne préhist. Revue de questions scient. Bruxelles, Jahrg. 1893, Abb. 291.

[4]) O. Montelius, Chronologie, Abb. 346.

[5]) J. J. C. Worsaae, La Colonisation de la Russie et du Nord Scandinave, S. 43, Abb. 6; S. 44, Abb. 1—5.

[6]) J. J. C. Worsaae, La Colonisation, S. 46, Abb. 1—4.

[7]) J. J. C. Worsaae, Des âges de pierre et de bronze etc., S. 195, Abb. 17, 18.

[8]) J. J. C. Worsaae, Des âges etc., S. 196, Abb. 5.

Celebes[1]) und selbst in Südamerika;[2]) ihre entfernteste Spur gegen Südosten hin hat A. Götze unter den von Schliemann in Troja an den Tag geförderten Resten in der Gestalt einer Gußform festgestellt;[3]) dagegen ist es mir nicht möglich gewesen, noch anderweitige Nachrichten über ihr Vorkommen in den Kulturländern am Euphrat und Tigris und in Ägypten zu ermitteln. Wo sie ihren Ausgangspunkt haben, läßt sich kaum sagen; immerhin beweist ihr Erscheinen in Südamerika, daß er ein verschiedener sein kann. Ungeachtet ihrer weiten Verbreitung weichen sie im allgemeinen innerhalb der typischen Grundform wenig voneinander ab, auffallend ist es aber immerhin, daß sie ihre weitest auseinander gehende Entwicklung — von Südamerika ganz abgesehen[4]) — im mittleren Europa, namentlich in Großbritannien und Irland erfahren haben,[5]) wo sie mannigfaltig dekoriert und nicht nur in ihrer Grundform als einfaches Beil, sondern auch zu Hohlbeilen, Meißeln, Hohlmeißeln, Hämmern und zu phantastischen Waffen[6]) ausgestaltet wurden. Dabei ist zu bemerken, daß Zahl und Mannigfaltigkeit dieser Beile gegen Südosten hin abnimmt, bis unter den Tausenden von Altertumsfunden aus Troja nur mehr die erwähnte Hälfte einer Gußform von ihnen noch Kunde gibt.

Es ist überflüssig beizufügen, daß auch das euro-

---

[1]) J. J. C. Worsaae, Des âges etc., S. 796, Abb. 5.

[2]) J. J. C. Worsaae, Des âges etc., S. 214, Abb. 5.

[3]) A. Götze in Wilh. Dörpfeld. Troja und Ilion, I, S. 405, Abb. 405.

[4]) J. J. C. Worsaae, Des âges de pierre etc., S. 214, Abb. 1, 2.

[5]) J. Evans, L'age du bronce, Kap. V, Abb. 110—179, 200—202, 104—116; Gabr. et Abr. de Mortillet, Musée préh., Abb. 780, 799, 801—805, 807—811; J. Hampel, Altertümer der Bronzezeit in Ungarn: I. Taf. IX, X, XII, XIII; u. a

[6]) L. Lindenschmit, Altertümer uns. heid. Vorzeit, Bd. I. V, 3, Abb. 1 u. 2.

päische Lappenbeil (Palstab) in Ägypten und im Oriente gänzlich fehlt.

Läßt sich schon bei Gegenständen so allgemeinen Bedarfes, wie es das wirksamste und notwendigste aller Werkzeuge, das Beil und eine gute Waffe sind, selbst in so vorgeschrittener Zeit kein Zusammenhang zwischen Mittel- und Nordeuropa einerseits und dem Oriente anderseits nachweisen, so fragt man umso vergeblicher: wo zeigen sich in unserer, wie man behauptet, ausschließlich vom Oriente ausgestatteten Heimat die sonstigen Arten der orientalischen Bronzebeile und Waffen,[1]) die triangulären Keulenknäufe,[2]) die einschneidigen Flintmesser mit Griff,[3]) die Speere mit Widerhaken,[4]) die Gefäße aus Stein? Wo finden wir endlich im Norden die Begräbnisse in Tongefäßen, die Bilderschrift, die Mumifizierung, die Bauwerke aus Stein und Mörtel?

Und wenn es im Norden an Fortschritt, an Neuerung, an Erfindung fehlt, woher hat der arme Norden Anregung und Muster zu seinen formsicheren und sogar formschönen Flintbeilen, die wir in dieser Vollkommenheit im Oriente vermissen, zu den Hohlbeilen und Hohlmeißeln aus Flint, die im Oriente (im besonderen in Ägypten) überhaupt fehlen, zu den hobeleisen- und schuhleistenförmigen Beilen, zu den zierlichen, meißelförmigen Poliersteinen?[5]) Woher kamen die Muster für die Tausende außerordentlich mannigfaltiger und zum Teile wirklich schöner Steinhämmer, die nur im Norden so zahlreich und so vollkommen sind, gegen den Süden zu immer seltener werden, bis sie in

---

[1]) O. Montelius, Chronologie. Abb. 331—334, 336, 340, 343. J. de Morgan, Recherches, I, Abb. 546—548, II, Abb. 830, 834, 839.

[2]) J. de Morgan, Recherches, I, Abb. 317, 318.

[3]) J. de Morgan, Recherches, I, Abb. 116—118, 121—126.

[4]) J. de Morgan, Recherches, I, Abb. 174, 180—182, II, Abb. 840.

[5]) Sophus Müller, Nordische Altertumskunde, Abb. 88; O. Montelius, Svenska Fornsaker, Abb. 4.

Spanien und Süditalien überhaupt nicht mehr zu finden sind?

Diese Fragen drängen sich auch noch bei anderen Dingen auf. Wo finden wir die Muster für unsere Lappenbeile (Palstäbe) und für die Beile mit Schafttülle (Kelte), da sie uns im Oriente nicht begegnen, der bei seinen Flachbeilen noch verharrte, als unsere entwickelten Beile schon lange Zeit im Gebrauche waren? Woher kam der reiche Halsschmuck? Woher die Anregung zur Dekorierung der Bronzewaffen, und vermag der Orient unseren ebenso formschönen als geschmackvoll ornamentierten Palstäben,[1] Lanzen[2] und Streitäxten,[3] endlich den prächtigen Hängebecken auch nur ein Stück von gleicher Art und gleicher Schönheit an die Seite zu stellen?

In geradezu gebieterischer Weise verlangen alle diese Fragen auf dem Boden von Troja ihre Beantwortung. Ich habe schon in meinem Buche über die Heimat der Indogermanen zu veranschaulichen gesucht, daß die unterste Stadt von Troja auf den Beobachter ihrer Reste den Eindruck macht, als hätte er eine neolithische Ansiedlung Europas vor sich, zwar keine, in der etwa Feuerstein reichlich zur Verfügung gestanden und zu einer hochentwickelten Erzeugung von Steingerät Anstoß gegeben oder sonstige fördernde Umstände wirksam gewesen sind, sondern eine Ansiedlung, wie wir sie im mittleren Europa, z. B. in unseren oberösterreichischen Pfahlbaudörfern zahlreich wiederfinden. So sehen wir

---

[1]) Sophus Müller, Danmarks Oldsager; Bronzealderen, Abb. 38, 40; O. Montelius, Svenska Fornsaker, Abb. 116.

[2]) Sophus Müller, Oldsager; Bronzealderen, Abb. 9; O. Montelius, Svenska Fornsaker, Abb. 101, 102.

[3]) Sophus Müller, Oldsager; Bronzealderen, Abb. 95, 96; O. Montelius, Svenska Fornsaker, Abb. 90, 100; Jos. Hampel, Altertümer der Bronzezeit in Ungarn, I, Taf. XXIX—XXXII, LXXX—LXXXIV.

in Troja dieselben einfachen Hämmer, Axthämmer und Doppelhämmer, die Keulenknäufe aus Stein ganz wie bei uns und in einer Form, welche sie bis zum verwechseln ähnlich macht. Und diese Dinge sind nicht durch Handel oder sonstige Zufuhr an ihren Fundort in Troja gelangt, sondern an Ort und Stelle erzeugt, wie die ansehnliche Zahl halbfertiger Stücke und die zur Anfertigung erforderlichen Schlag- und Schleifsteine erkennen lassen. Die Bohrung der Schaftlöcher und der Steinschnitt wurde genau in derselben Weise, wie man sie im mittleren und nördlichen Europa aus der Beschaffenheit der Bohrlöcher erschlossen hat, erstere mitttels eines aus Bogen und Sehne und eines Röhrenknochens hergestellten Drillbohrers, dieser mittels einer eigenen Schneidemaschine ausgeführt.[1]) Hierzu kommen Keulenknäufe aus Hirschhorn, die im mittleren und nördlichen Europa schon seit dem Übergang aus der paläolithischen in die neolithische Zeit im allgemeinen Gebrauche stehen, zahlreiche Webstuhlgewichte mit runder und mit viereckiger Basis und einiger nordischer Bernstein.

Diese in hohem Maße auffällige Übereinstimmung aller Funde bis in besondere Einzelheiten hinein hat mich s. Z. veranlaßt, zu untersuchen, ob wir die untersten Schichten von Troja nicht als einen der Orte betrachten dürfen, auf denen die Indogermanen bei ihrem ersten Vordringen nach Osten festen Fuß gefaßt haben. Hiervon soll übrigens hier nicht weiter die Rede sein; wenn aber der Einfluß des Orientes ein so überwältigender gewesen ist, wie S. Müller und andere lehren, dann sollte man glauben, daß für alle die angeführten Dinge die Vorbilder in dem dort so nahen Oriente zu finden sein müßten, aber wir suchen sie in Ägypten ganz vergebens und ich zweifle, ob sie die Orientgläubigen in den Ländern am Euphrat und Tigris schon nachgewiesen haben.

---

[1]) A. Götze in Wilh. Dörpfeld, Troja und Ilion, I, S. 377, Abb. 320, 328, 332, 333, 338—340.

Ähnlich verhält es sich mit der Dekoration der Gefäße und der Knochengeräte.

Ich will aber auf all das weniger Gewicht legen, als auf die Tatsache, daß wir hier in Troja, also unmittelbar auf der Schwelle des Orientes, nichts finden, was wirklich orientalisch ist, nicht ein einziges Zeugnis für einen von dorther kommenden Einfluß. Nach der allgemeinen Anschauung werden die mittel- und norddeutschen Funde, die denen aus der ältesten Schichte Trojas entsprechen, dem dritten vorchristlichen Jahrtausend zugewiesen, und wenn wir in dieser Beziehung ein entgegenkommendes Zugeständnis machen, könnte man für Troja auch das vierte Jahrtausend gelten lassen; in beiden Jahrtausenden aber war die Kultur im Zweistromlande und im Niltale schon eine hochentwickelte, die Macht der dortigen Staatengebilde und ihr Einfluß erstreckten sich über weite Ländergebiete und doch vermissen wir in der ältesten Schichte von Troja, also hier im Bannkreise dieses Einflusses Gegenstände ausgeprägt orientalischer Herkunft ganz und gar und suchen z. B. irgend eine der erwähnten typischen Bronzeäxte Ägyptens oder der ihnen vorangegangenen Formen aus Stein oder Kupfer, Spateln und lanzettförmige Werkzeuge, trianguläre und ovale Keulenknäufe, eines der sichelförmigen Flintmesser, in ägyptischer Weise geformte oder bemalte Gefäße, Kartuschen, geschnittene Skarabäen, eine den Nachbildungen von Säugetieren, Vögeln, Fischen usw. aus Schiefer, endlich Idole aus Ton, wie sie in Ägypten in die Gräber mitgegeben wurden, und jede andere Spur des ägyptischen Totenkults vergebens. Nach der andern Seite hin vermissen wir in den untersten Schichten Trojas die Zeugnisse des Einflusses der babylonisch-assyrischen Kultur dieser Zeit, die sonst in großer Zahl weit umher verstreuten Siegelzylinder, die Terrakottatafeln mit bildlichen Darstellungen, die Schrifttafeln mit der Keilschrift, Inschriften und Basreliefs an Felswänden oder Mauern sowie Vollbildwerke aus Stein und

andere Hinweise auf den babylonisch-assyrischen Götterglauben, die für die genannten Länder eigentümliche Bauart und viele andere Dinge.

Fehlen schon hier an einem Orte, der dem Einfluße der orientalischen Kultur so nahe gerückt ist, daß ihr Hauch schon ihn berühren konnte, die Zeugnisse für ihn, so haben wir umso mehr ein Recht zu zweifeln, daß er sich in Europa in irgend einer den Entwicklungsgang dieses Weltteiles bestimmenden Weise geltend gemacht habe, und wir werden prüfen dürfen, ob die den europäischen so verwandten Reste der prähistorischen Zeitalter in Troja sich nicht im Sinne eines engeren Zusammenhanges mit Europa als mit Asien werden erklären lassen.

II. Abschnitt.

Werkzeuge und Waffen der mittel- und nordeuropäischen jüngeren Steinzeit.

Es sei mir nun gestattet, den Blick in kurzer Weise noch etwas tiefer in die vorgeschichtlichen Zeitalter zu senken, um an ihren einzelnen Erscheinungen im besonderen zu ermessen, inwiefern eine Entlehnung oder ein bodenständiges Erwachsen stattgefunden habe.

Sophus Müller sagt schon mit Bezug auf den Beginn der älteren Steinzeit: „Die erste Kultur, die auf dem kleinen Gebiete von Europa uns entgegentritt, kam wohl aus dem Orient.“ [1]) Er ist dabei allerdings mit Berücksichtigung des Umstandes, daß auf dem direkten Wege aus dem Oriente nach Europa bis jetzt keine paläolithischen Funde zum Vorscheine gekommen sind, zu dem Zugeständnis genötigt, daß die Verbindung mit dem Oriente über Nordafrika gegangen ist, wo in Ägypten und Algier paläolithische Funde zahlreich sind, so daß Europa damals die Kultur mit seinen beiden am weitesten vorgestreckten Armen, Spanien und Italien, aus Afrika übernommen haben könnte. Ich kann diesem Gedanken mit der Beschränkung auf das nördliche Afrika um so eher zustimmen, als ich schon bei einer früheren Gelegenheit mich dahin ausgesprochen habe, daß Europa eine große Zahl wertvoller Kulturgaben unmittelbar aus Afrika er-

[1]) Sophus Müller, Urgeschichte Europas, S. 3.

halten hat. Wir werden uns mit diesem Ergebnisse vorläufig um so mehr begnügen müssen, als wir die für eine Kulturübertragung aus dem Oriente sprechenden Funde im Oriente selbst bisher noch immer erst erwarten sollen. Hierbei ist aber noch die Frage genau zu prüfen, ob die Übereinstimmung der primitiven Kulturerscheinungen der paläolithischen Zeit im nördlichen Afrika und im südlichen und mittleren Europa wirklich einer eigentlichen Kulturausstrahlung, einer Übertragung von einem Volke zum anderen oder nicht vielmehr der natürlichen Ausbreitung derselben Menschenrasse über die Küstenländer des Mittelmeeres bis in die Mitte Europas hinein zuzuschreiben ist, wobei sie ihren Kulturschatz mitgeführt hat. Ich bin der Überzeugung, daß die Archäologen dem Verkehr der Völker unter einander und der durch ihn bewirkten Kulturübertragung von einem Volke auf das andere für jene frühe Zeit eine vielzugroße Wirkung einräumen, wogegen sie die natürliche Ausbreitung und die Wanderung ganzer geschlossener Stämme, die beim Aufbruch doch auch ihren Besitz und ihre Fertigkeiten mitnahmen, fast gar nicht berücksichtigen. Die Annahme einer solchen Ausbreitung ist um so mehr zulässig, als wir dabei an die mittelländische Menschenrasse denken dürfen, die wir am Beginne der neolithischen Zeit nördlich und südlich vom Mittelmeere schon seßhaft finden. Deren gänzliche Außerachtlassung würde unüberwindbare Schwierigkeiten verursachen, weil dann sofort die Frage sich aufdrängen würde: welche Rasse, wenn nicht die mittelländische, wohnte damals in diesen Gebieten, was ist aus ihr geworden und wo war die mittelländische vordem seßhaft?

Der Gedanke an die Verbreitung von Kulturerscheinungen durch die natürliche Ausbreitung der Träger dieser Kultur wird uns noch berechtigter erscheinen, wenn wir weiter nach dem Norden und in die Zeit der dänischen Muschelhaufen blicken. Sophus Müller sagt mit Beziehung auf sie: „Vom Oriente muß die Kulturwelle aus-

gegangen sein, die durch Süd- und Westeuropa flutete und zuletzt die Muschelhaufen an den dänischen Küsten absetzte.“ [1]) Wir dürfen aber nicht vergessen, daß die Leute, die während der Muschelhaufenzeit und der ihr vorangegangenen Zeit von Maglemose den Norden bewohnt haben, in ein menschenleeres Land eingezogen sind. Nicht eine Kulturwelle, eine Menschenwelle hat sich, gleich der mittelländischen Rasse im südlichen Europa, nur in verhältnismäßig späterer Zeit über das Festland und die Inseln des Westbaltikums ergossen, langsam aber stetig, und sie war es, die den zwar geringen aber immerhin doch bestimmbaren und insbesondere den eigenen Kulturschatz, d. i. den materiellen Besitz, die erreichte Erkenntnis und das Entwicklungsvermögen mit in den Nordwesten Europas geführt hat.

Von irgend woher müssen die in das endlich bewohnbar gewordene Land an der westlichen Ostsee eingewanderten Menschen doch einmal gekommen sein. Wenn wir uns fragen, von wo sie ausgezogen sind, so muß wohl das ganze östliche Deutschland und weiterhin auch Italien außer Betracht bleiben, weil, abgesehen von der Unwegsamkeit der Alpen in jener Zeit, in den Gebieten zwischen der Ostsee und Italien alle wegweisenden Funde fehlen. Dagegen werden wir auf Grund der namhaft gemachten, gut ausgeprägten Zeugnisse wohl sagen dürfen, daß die Menschen der Muschelhaufenzeit von Frankreich aus längs der feuersteinbietenden Küstenländer an der Nordsee bis an die Westgestade der Ostsee langsam aber stetig sich ausgebreitet haben, wofür auch die nun zahlreicher an den Tag tretenden Funde in diesen Zwischengebieten sprechen.[2])

---

[1]) Sophus Müller, Urgeschichte Europas, S. 19.

[2]) Robert Beltz, Die Vorgeschichte von Mecklenburg, S. 6 u. f.; A. W. Brögger, Beile von Nöstveittypus, Norges geolog. Undersögelse. Nr. 42, bezügl. der Bucht von Christiania; J. Mestorf, Vorgesch. Altertümer aus Schleswig-Holstein, Taf. I—III.

Sehr deutlich zeigt sich dies bei Schweden, welches den Funden zufolge von der Südwestseite her besiedelt wurde und in dem dieser Richtung zugewendeten Landesteile während der ganzen jüngeren Steinzeit die dichteste Bevölkerung trug, die sich bezeichnender Weise zuerst am Meere und dann den Flüssen und Seen entlang ausbreitete.[1]) Norwegen wurde, soweit es in der Steinzeit bewohnt war, von Jütland aus besiedelt. Auch diese Tatsachen verweisen auf einen Zug der Menschen vom Südwesten und schließlich von Frankreich her, wo die vorgeschrittene Kultur (Viehzucht und beginnender Ackerbau) und die weitaus günstigeren Naturverhältnisse zu einer rascheren Vermehrung der Bevölkerung Anstoß gaben und zur allmählichen Ausbreitung und Besiedlung der noch unbewohnten Landstrecken anregten.

Die Verbreitung von Kulturgütern auf dem Wege der durch Volkszunahme bedingten natürlichen Ausbreitung der Menschen, zuweilen auch durch den Aufbruch und die Wanderung einer größeren Menge ist in jener Zeit der naturgemäße Vorgang, während „Kulturwellen“, die einst den langen Weg über Süd- und Westeuropa geflutet sein sollen, bei dem damaligen lockeren Gefüge der Menschheit, die nicht einmal eine Zusammengehörigkeit nach Rasse oder Sprache empfand, sondern noch in einzelne, sich oft feindselig gegenüberstehende kleine Gruppen und Sippen aufgelöst war, unfaßbar sind. Wir sind sogar in der Lage, wenigstens mit einiger Wahrscheinlichkeit das Land zu bestimmen, von wo die Leute der dänischen Muschelhaufenzeit und ihre unmittelbaren Vorgänger gekommen sind. Wir finden nämlich das die Muschelhaufen Dänemarks am meisten kennzeichnende Werkzeug, den Skivespalter,[2]) in den Tranchets des

---

[1]) O. Montelius, Kulturgeschichte Schwedens, S. 61—62.

[2]) A. P. Madsen, Sophus Müller u. a., Affaldsdynger, Taf. IX, XI.

französischen Campigniens[1]) und unter den mesolithischen Funden Italiens[2]) wieder, wo er, wie in Dänemark, dem Übergange aus der paläolithischen Zeit in die neolithische angehört, also mit der paläolithischen Kultur im Zusammenhang steht und aus ihr hervorgegangen ist. Es ist dabei zu bemerken, daß dieses Werkzeug in Dänemark wie in Frankreich zuweilen in Gesellschaft von Pfeilspitzen und anderen vorgeschrittenen Steinsachen sich befindet, in Frankreich sogar manchmal angeschliffen sein soll.

Ein anderes auffallendes Gerät ist ein dem Wesen der Sichel oder des Weingartenmessers entsprechendes aus einem größern Flintspahn hergestelltes Messer mit derart gebogener Spitze, daß die unbearbeitete Schneide konkav, der mittels Retuschen bearbeitete Rücken konvex ist. (Abb. 12.) Solche Messer findet man zahlreich in den westbaltischen Ländern,[3]) insbesondere auch auf Rügen einerseits, im Campignien, ja selbst schon im Magdalenien der jüngsten paläolithischen Stufe Frankreichs,[4]) anderseits. [5])

Abb. 12. Sichelförmig bearbeiteter Flintspahn.

[1]) M. Hoernes, Der diluviale Mensch, Abb. 36a; Sophus Müller, Urgeschichte Europas, Abb. 12.

[2]) M. Hoernes, Der diluviale Mensch, Abb. 34/16.

[3]) Sophus Müller, Danmarks Oldsager; Stenalderen, Abb. 143, 144, feiner bearbeitet, Abb. 141, 142; O. Montelius, Svenska Fornsaker, Abb. 67; S. Nilsson, Das Steinalter des skandinavischen Nordens, Taf. V, Abb. 84, 85; O. Montelius, Kulturgeschichte Schwedens, Abb. 7 und 57.

[4]) M. Hoernes, Der diluviale Mensch, Abb. 36/3, 32/3; G. et A. de Mortillet, Mussée préhist., Taf. XXI, Abb. 143; M. Bourlon, L'Homme Prähist. III, S. 195, Abb. 1.

[5]) In der Bronzezeit erscheinen ganz ähnlich gestaltete Messer aus Bronze, wie sie noch heute als Garten- und Rebmesser im Gebrauch sind, deren steinzeitliche Vorgänger wohl nur als Sicheln gedient haben. L. Lindenschmit, Altertümer uns. heidn. Vorzeit, I. Bd.

Hierher gehören auch die neolithischen Harpunen aus Bein mit mehrfachen Widerhaken und die *Bâtons de commandement à un trou,* Stockknäufe aus dem Rosenstocke des Renntiergeweihes, die nicht selten im Magdalenien Frankreichs[1]) und in der Schweiz[2]) erscheinen und die gleichartigen Stockknäufe aus dem Rosenstocke des Hirschgeweihes in den dänischen Muschelhaufen.[3]) Auch die Anfänge der Töpferkunst treten uns in beiden Gebieten entgegen.

Sophus Müller hat gegen die Selbständigkeit selbst der geringen Kultur, die sich in den Funden aus den Muschelhaufen offenbart, eingewendet, daß die wenigen Gefäße von da Nachbildungen gleichartiger Gefäße Ägyptens seien, sowie daß der zahme Hund der Muschelhaufenzeit vom Schakal stamme, der im südöstlichen Europa und im nördlichen Afrika wild vorkomme. Bei den Gefäßen handelt es sich um solche mit spitzigem Boden. Allein es ist fraglich, ob die ägyptischen Gefäße dieser Art einer so frühen Zeit angehören,[4]) daß sie schon in der Muschelhaufenzeit als Muster für den äußersten Norden dienen konnten, denn der Weg oder vielmehr der Umweg bis dahin — um die Küsten Europas herum — ist lang und manche keramischen Formen haben nach Sophus Müller selbst fast 1000 Jahre zu dieser Wanderung ge-

---

Heft XII, 2, 3. M. Much, Zwei Funde d. älteren Bronzezeit. Mitteil. d. Zentr. Kommiss. f. Kunst- u. histor. Denkmale. XXVI, S. 96.

[1]) G. et A. de Mortillet, Musée préhist., Taf. XXVI, Abb. 192.

[2]) Konrad Merk, Der Höhlenfund im Keßlerloch bei Tayngen. Mitteil. d. Antiquar. Gesellsch. in Zürich, Bd. XIX, Taf. IV, Abb. 41, Taf. VI, Abb. 63.

[3]) A. P. Madsen, Sophus Müller u. a., Affaldsdynger, Abb. 1—3 und Taf. VII; Th. Thomsen et A. Jessen, La Trouvaille de Brabrand, Mémoires d. l. Soc. des Antiquaires du Nord., Nouv. Sér. 1904, Abb. 4—6.

[4]) Unter den Funden von Troja erscheinen die Gefäße mit spitzigem Boden, Pithoi, erst in der II. bis VII. Schichte. Hub. Schmidt Keramik in Wilh. Dörpfeld, Troja und Ilion, I. Bd., S. 315.

braucht. Sodann ergibt sich die Form von Gefäßen mit spitzigem Boden für Leute, die auf den Muschelhaufen kochten, von selbst, weil Gefäße mit flachem Boden auf dem feinen, beweglichen Strandsande der dänischen Küsten und auf den aufgehäuften lockeren Muscheltrümmern nicht stehen können, wogegen jene mit spitzigem Boden sich im Sande einbohren, gleichwie die spitzigen Gefäße Ägyptens im lockeren Wüstensande. In der gleichen Weise gebrauchen einzelne Stämme Indiens, die viel im Freien arbeiten, heute noch Gefäße mit rundem Boden, weil diese auf der unebenen Erde sicherer stehen. Zudem haben die steinzeitlichen Gefäße Spaniens, also nach S. Müller eine der Etappen der Gefäße bei ihrer Wanderung aus Ägypten nach dem Norden, nicht spitzige, sondern in der Mehrzahl runde, im übrigen flache Böden.[1]) Was den Hund der Muschelhaufen betrifft, so bezweifelt Müllers Landsmann Herluf Winge seine Abstammung vom Schakal,[2]) aber selbst wenn sie erwiesen wäre, so hat Sophus Müller den Schakal Afrikas in Betracht gezogen, was für eine auch durch andere Tatsachen[3]) bezeugte Kulturgemeinsamkeit Nordafrikas und Europas, keineswegs aber für eine Herkunft aus dem fernen orientalischen Kulturzentrum im Zweistromlande sprechen würde.

Für die weitere Untersuchung unserer Frage wird es notwendig sein, zu erforschen, ob die ganze vorgeschichtliche Kultur Europas und im besonderen Mittel- und Nordeuropas sich mit wiederholten Sprüngen und Rückfällen erhoben oder auf stete und lückenlose Weise und

---

[1]) L. Siret, L'Espagne Préhistorique. Revue des questions scientifiques. Abb. 95, 97, 103, 105, 280—282, 307, 309, 310. H. et L. Siret, Les prémiers ages du métal etc. S. 37.

[2]) A. P. Madsen, Sophus Müller u. a., Affaldsdynger, S. 186.

[3]) M. Much, Die Heimat der Indogermanen, VI. Abschnitt. Ich habe dort darauf aufmerksam gemacht, daß der Hund schon im Diluvium an verschiedenen Orten Europas vorkommt und daß der Schakal selbst in historischer Zeit noch in Dalmatien lebte.

den natürlichen Bedingungen entsprechend aus sich selbst entwickelt hat. Im ersteren Falle werden wir den jeweiligen Anstoß zu einem neuen Fortschritte durch fremde Kulturgaben nicht bestreiten können; im anderen Falle werden wir dagegen mit Recht sagen dürfen, daß die vorgeschichtlichen Bewohner Europas ihre Kultur auf der Grundlage der von der Natur gebotenen Bedingungen, durch eigene Tätigkeit und im wesentlichen mit selbst geschaffenen Mitteln aufgebaut haben. Diese stetige Entwicklung läßt sich am besten an typischen Fundgegenständen zeigen.

Es war schon die Rede vom Skivespalter der dänischen Muschelhaufen, dem Tranchet des französischen Campignien. Es ist das einfachste Beil, das man sich denken kann; wenige Schläge genügten zu seiner Herstellung. Obwohl es eine sehr wirksame Schneide hatte und ein häufig verwendetes Werkzeug gewesen sein muß, konnte es doch keine Weiterbildung zu der späteren Steinaxt erfahren. Diese Aufgabe wurde dem sogenannten Zweikanter oder Gratbeil zuteil, der in der Weise hergestellt wurde, daß durch vielfache flachmuschlige Abtragung ein Parallepiped mit zwei mehr oder weniger gewölbten Breitseiten entstand, die zu zwei seitlichen Kanten zusammenstoßen, so daß dadurch ein linsenförmiger Querschnitt entsteht. Damit war auch die erste rohe Form der Axt gegeben.[1]) Durch einen einzigen, senkrecht gegen eine der Längskanten am Bahnende geführten Schlag wurde eine schmälere oder breitere Schneide hergestellt und damit ein Meißel[2]) oder eine Axt[3]) (Abb. 13) ge-

---

[1]) A. P. Madsen, Sophus Müller u. a., Affaldsdynger, Taf. V, Abb 7, 8, 9, 10, Taf. IX, Abb. 8.

[2]) A. P. Madsen, Sophus Müller u. a., Affaldsdynger, Taf. V, Abb. 16—21.

[3]) A. P. Madsen, Sophus Müller u. a., Affaldsdynger, Taf. V, Abb. 1, 2, 5, 7, 11, 12, 13, 15, Taf. IX, Abb. 10; O. Montelius, Svenska Fornsaker, Abb. 11.

schaffen. Zuletzt haben offenbar Versuche, eine durch den Gebrauch entstandene Beschädigung einer derartigen Schneide durch schwache Schläge zu beseitigen, dahin geleitet, sie überhaupt nicht mehr durch einen von der Seite her geführten Schlag, sondern durch viele, beiderseits gegen sie bewirkte flache Absplissungen herzustellen. (Abb. 14.)[1])

Abb. 13.
Dänemark.

Abb. 14.
Dänemark.

Ist beim ersten Beginne dieses Vorganges kaum schon die Form der Axt deutlich erkennbar, so zeigt doch ihr durch das Vorkommen in den Muschelhaufen bezeugtes Alter, daß in ihr der Keim gelegen ist, aus dem sich allmählich die noch in derselben Zeit aufgekommenen besseren Formen und schließlich die vollendete geschliffene Steinaxt entwickelt haben. Zeugnisse dafür bietet jedes größere nordische Museum, insbesondere auch die schöne Sammlung des Herrn von Platen in Stralsund, der mich

[1]) A. P. Madsen, Sophus Müller u. a, Affaldsdynger, Taf. V, Abb. 3, 4, Taf. IX, Abb. 9; A. W. Brögger, Beile vom Nöstveittypus. Norges geolog. Undersögelse, Nr. 42.

auf diese Erscheinung aufmerksam gemacht hat, in reichlicher Menge. Selbstverständlich fehlen sie auch in Frankreich und Italien nicht, wo der gleiche Übergang aus der einfachsten zu vollständig entwickelten Form sich in gleicher Weise wie im Norden feststellen läßt.[1])

Die Ausgestaltung zu den prächtigen, in vielen Einzelstücken einen zweifellosen Sinn für schöne Form und eine staunenswerte Kunstfertigkeit bekundenden nordischen Flintbeilen war nur das Ergebnis des in der Urform liegenden Keimes, gefördert durch die Natur des Materiales und den durch sie geweckten Trieb der Verfertiger. Hiervon machen auch die Flintbeile mit ausladender Schneide, die nach der Meinung Anderer eine Nachahmung der späteren Metallbeile sein sollen, keine Ausnahme, denn auch diese Form ist durch die Beschaffenheit des Feuersteines mit seiner Neigung zu muschligem Bruche gegeben. Das zeigen schon viele Skivespalter;[2]) es hat sogar den Anschein, als ob eine große Zahl derselben an der Schmalseite in der Absicht überarbeitet worden sei, um sie auszuschweifen,[3]) ja bei verhältnismäßig vielen, die ich selbst in Händen hatte, geht diese Absicht aus den zahlreichen kräftigen Schlagwirkungen ganz zweifellos hervor. Übrigens lassen sich derartig ausgeschweiften polierten Beilen auch ähnlich gestaltete Werkzeuge aus Nordamerika, wie beispielsweise das in der nebenstehenden Abbildung 15 ersichtliche Steinbeil aus Louisiana[4]) an

---

[1]) M. Hoernes, Der diluviale Mensch, Abb. 34/1, 34/2, 36a/1, 35/1; G. et A. de Mortillet, Musée préhist, Taf. XXXII, Abb. 237, 238, Taf. XLV, Abb. 414—418, Taf. XLVI, Abb. 419—420.

[2]) A. P. Madsen, Sophus Müller u. a., Affaldsdynger, S. 117, Abb. 1, 2; Taf. IV, Abb. 3, 10—12, 20, 21, 26, 27.

[3]) A. P. Madsen, Sophus Müller u. a., Affaldsdynger, S. 29, Abb. 2, S. 117, Abb. 1, 2, Taf. IV, Abb. 8, 10, 15, 20, 21, 26, 27.

[4]) Charles Rau, The archaeological collection, Abb. 62. Sieh dort auch Abb. 89, 90 und in diesem Buche Abb. 46, 47.

die Seite stellen, für die gewiß keine metallenen Vorbilder maßgebend gewesen sind.

Was endlich die Kunst des Schleifens nnd Polierens betrifft, die nach Müller ganz gewiß aus dem Oriente gebracht worden sein soll, so hat auch sie sich aus der Natur der Dinge ergeben, und zwar überall dort, wo für die Herstellung von Beilen Feuerstein oder andere Gesteinsarten von harter und zäher Beschaffenheit und mit muschligem Bruche fehlten, die schon durch einen einzigen Schlag eine scharfe Schneide ermöglichten. Wo amorphe Gesteine verwendet werden mußten, konnte man nur durch allmähliches Abtragen mittels des Klopfsteines die rohe Form, niemals aber eine Schneide herstellen, was von selbst zum Reiben und Schleifen auf einem anderen Steine führte. Geschliffene und feinpolierte Beile treffen wir daher in allen Teilen der Erde, selbst auf den fernsten Südseeinseln, wo man, wenn überhaupt Steine zur Verfügung standen, aus diesen und, wo es nicht der Fall war, aus den Schalen der *Tridacna gigas* Beile mit feinem Schliff herstellte. Es ist begreiflich, daß die Kunst des Schleifens in das Feuersteingebiet aus den unmittelbar benachbarten feuersteinlosen Gebieten alsbald eingedrungen ist und dort bei der angespannten Betriebsamkeit der Bewohner eine umfassende Anwendung auf die Feuersteinwerkzeuge gefunden hat. S. Müller führt unter den Funden des älteren Steinalters in Dänemark, welches im wesentlichen die Reste der Kjökkenmöddinger (Muschelhaufen) umfaßt, auch vollständig oder teilweise geschliffene Äxte aus Grünstein an, also aus einer amorphen Gesteinsart, während Flintbeile noch ungeschliffen sind.[1]) Den ersten

Abb 15. Beil aus Louisiana.

[1]) S. Müller, Ordning af Danmarks Oldsager, Steenalderen, S. 4, Abb. 22, 23.

Versuch des Schleifens von Flintäxten zeigt eine in meiner Sammlung befindliche dänische Axt von dem, ebenfalls dem Beginn der jüngeren Steinzeit angehörigen Typus mit linsenförmigem Querschnitt (Abb. 13), die an der Schneide angeschliffen ist. Ich muß aber außerdem mit Nachdruck darauf aufmerksam machen, daß die Kunst des Glättens und Schleifens von Knochengerät schon auf einer frühen Stufe der paläolithischen Zeit geübt worden ist, und daß sie nach Breuil schon am Ausgang dieser Zeit, nämlich in Stationen Frankreichs, wo sich die paläolithische und neolithische Zeit berühren, auch auf Steingerät Anwendung erfahren hat, und man neben den Formen des Campignien auch polierte Steinsachen und, was das entscheidende ist, eben Skivespalter mit angeschliffener Schneide vorfand.[1])

Diese Tatsachen machen die Anwendung des Steinschliffes schon am ersten Beginn der jüngeren Steinzeit zweifellos und stehen in voller Übereinstimmung mit der bodenwüchsigen Entwicklung der Völker dieser Zeit. Die Kunst des Steinschleifens ist also aus Asien ebensowenig nach dem Westen und Norden Europas gebracht worden, wie nach Amerika oder nach Neuseeland.

Es ist schon erwähnt worden, daß Hohlbeile, Schmalmeißel und schmale Hohlmeißel aus Feuerstein im Südosten von Europa, in Ägypten und Kleinasien fehlen, also nicht von dort gekommen sein können. Zur Feststellung des auch im Norden vorhanden gewesenen Triebes zum Fortschritte muß beigefügt werden, daß diese Werkzeuge, insbesondere die zierlichen Schmalhohlmeißel, nicht nur ein lebhaftes Empfinden für eine schöne Form bekunden, sondern auch erkennen lassen, daß man außer den Stein auch Holz, und zwar in einer den feinen Werkzeugen entsprechenden feinen Weise bearbeitet haben müsse, wovon leider nur sehr wenig erhalten geblieben ist.

[1]) M. Hoernes, Der diluviale Mensch, S. 91.

Was übrigens an Arbeiten aus Holz geleistet wurde, das bezeugen die Beilschäfte, die Bogen aus Eichenholz, die Löffel, Schöpfkellen, die Einbaumkähne und anderes aus den steinzeitlichen Pfahlbauten der Alpen, und welche Fortschritte auch hierin gemacht wurden, ersehen wir an dem berühmt gewordenen Sichelgriff aus dem bronzezeitlichen Pfahlbau von Möringen, einem Meisterstück, das auch heute noch einem einfachen Holzarbeiter alle Ehre machen würde. Leute, die mit solch' plastischer Richtigkeit der Form der Hand angepaßte Sichelgriffe herstellen konnten, mußten auch tüchtige Formbildner für den Bronzeguß werden. Was noch die Hohlbeile und Hohlmeißel im besondern betrifft, so hat zu diesen eigenartigen Werkzeugen auch wieder die Natur des Feuersteins mit seiner Neigung zu muschligem Bruch geführt, und man findet in der Tat gar nicht selten Stücke, bei denen die Höhlung durch einen einzigen, daraufhin berechneten Schlag hergestellt worden ist.[1])

Daß manche Gelehrte noch immer starr am Glauben an die Herkunft der Nephrit- und Jadeïtbeile aus dem inneren Asien festhalten, zeigt nur, wie schwer ein einmal festsitzendes Vorurteil zu beseitigen ist. Oder haben auch die Neuseeländer die von ihnen hochgetriebene Kunst der Verarbeitung des Nephrits aus dem Inneren Asiens erhalten?

So wie mit dem Steinbeile, dem wichtigsten neolithischen Werkzeuge, und seinen Abarten, verhält es sich mit allen übrigen, im besonderen mit den zum Zwecke der Aufnahme eines Stiles durchbohrten Steinhämmern. Die Kunst des Bohrens wurde schon im letzten Abschnitte der paläolithischen Zeit geübt, um den Rosenstock des Renntiergeweihes auf einen Stiel stecken zu können und daraus eine, allerdings nicht sehr gefährliche Waffe im Nahkampfe zu machen. Die französischen Forscher nennen

---

[1]) O. Montelius, Svenska Fonsaker, I, Abb. 27.

sie *bâton de commandement.*[1]) In Österreich erscheinen solche Knäufe aus Renntierhorn in etwas roherer Ausführung in der Gudenushöhle [2]) und in der Maszycka-Höhle bei Krakau.[3]) Ohne Zweifel haben in diesen Fundstücken die gleichartigen, jedoch aus dem Rosenstocke des Hirschgeweihes hergestellten Stücke aus der dänischen Muschelhaufenzeit ihre unmittelbaren Vorgänger.[4]) Es lag nun sehr nahe, diese Waffe wirksamer zu machen, indem man statt des Hirschgeweihes einen Stein verwendete, wozu vielleicht auch wieder der Feuerstein Anstoß gab, in dem sehr oft Höhlungen vorkommen, die zur Aufnahme eines Stiles benützt werden konnten. Wenngleich nun wirklich derartige aus Feuerstein hergestellte Hämmer gefunden werden,[5]) so hat sich der Feuerstein doch wegen der Schwierigkeit, ihn zu bohren, als unverwendbar gezeigt, und es wurde zu geeigneteren Gesteins-

---

[1]) K. Merk, Der Höhlenfund im Keßlerloch. Mitteil. d. Antiquar. Gesellsch. in Zürich, Bd. XIX, Taf. VII, Abb. 63; G. et A. de Mortillet, Musée préhist., Taf. XXVI, Abb. 192, Taf. XXIX, Abb. 213. Die Behauptung, daß diese Fundstücke als Knöpfe für das Pelzgewand gedient haben, ist nicht immer zulässig, da in vielen ähnlichen aus dem Pfahlbau im Mondsee noch Teile des hölzernen Stieles stecken. Unter den in der Hauptsache der Muschelhaufenzeit angehörigen Funden von Brabrand in Dänemark erschien auch ein solcher, nach erfolgtem Bruche ein zweites mal gebohrter Hirschhornknauf auf einem 52 cm langen Holzschafte steckend. Th. Thomsen et A. Jessen, La Trouvaille de Brabrand, Mémoires d. l. Soc. r. des Antiquaires du Nord, Nouv. Sér. 1904, Abb. 4. Desgleichen fand sich ein anderer derartiger Knauf noch mit seinem hölzernen Schaft in einem der Pfahlbauten des Sees von Clairvaux (Jura). A. de Mortillet, L'Homme Préhistorique, III, S. 44, Abb. 55.

[2]) L. Hacker, in den Mitteilungen der Wiener Anthropologischen Gesellschaft. Bd. XIV.

[3]) Ossowski, Jaskinie okolic Ojcowa, Taf. I.

[4]) A. P. Madsen, Sophus Müller u. a.. Affaldsdynger, S. 58, Abb. 1, 2, S. 59, Abb. 3, S. 108, Abb. 1, Taf. VII, Abb. 13, 14; Georg Sarauw, En Stenalders Boplads i Maglemose ved Mullerup, Abb. 16; C. Weber und J. Mestorf, Wohnstätte der älteren neolith. Periode in der Kieler Föhrde, Abb. 3, 5, 9.

[5]) Sophus Müller, Danmarks Oldsager; Stenalderen, Abb. 90.

arten gegriffen. Mit welchen Erfolgen nach den ersten kümmerlichen Versuchen[1]) das geschah, zeigt ein Blick in die nordischen Museen, in denen Tausende derartiger Hämmer von den schönsten und mannigfaltigsten Formen liegen. Zur Herstellung des Schaftloches wurde ein sinnreich eingerichteter Drillbohrer verwendet, dessen Elemente in Bogen, Bogensehne und Pfeilschaft gegeben waren, und der auch als Feuerbohrer einer erweiterten Aufgabe dienstbar gemacht wurde.[2])

Daß dieser allmähliche Entwicklungsvorgang sich tatsächlich im Ländergebiete des westlichen Ostseegebietes vollzog, beweisen die kunstvollen Formen, die Mannigfaltigkeit und Zahl dieser merkwürdigen Funde, die mit jedem Schritte gegen Süd und Ost abnehmen. Schon im südlichen Deutschland erscheinen sie seltener und einfacher, im nördlichen Frankreich und nördlichen Italien kommen sie nur mehr zerstreut vor, in Spanien, Süditalien werden sie wohl zu den größten Seltenheiten gehören, in Sizilien fehlen sie ganz.[3]) An ihrer Stelle erscheinen in Ägypten eiförmige, kegelförmige und trianguläre Streitkolben aus Alabaster,[4]) also der leicht zerbrechlichen Gesteinsart wegen nur zum sinnbildlichen Gebrauche geeignet. Übrigens sagt Morgan (Recherches II, S. 71): „Les masses affectent des formes très diverses: les unes sont coniques, d'autres sont arrondies. Ce dernier type est resté en usage pendant toute la durée de l'empire égyptien: j'en ai trouvé dans les tombes princières de la XIIe dynastie à Dahchour; on le voit figuré sur

---

[1]) O. Montelius, Svenska Fornsaker, Abb. 33.

[2]) A. Kuhn, Die Herabkunft des Feuers; O. Schrader, d. indogermanischen Altertumskunde, S. 240.

[3]) Colini, Bullet. di paletnol. ital. 1903, S. 211 u. 1904, S. 155. Auch in Griechenland scheinen die Steinhämmer seltener vorzukommen. Lissauer, Zeitsch. f. Etheol. XXXVII, S. 541.

[4]) J. de Morgan, Recherches, I. Bd.. Abb. 316—323; M. Much, Die Heimat der Indogermanen, S. 13.

tous le monuments égyptiens jusqu'à la fin de l'époque romaine; ces masses n'avaient plus alors qu'une signification conventionelle.“ Danach hat es den Anschein, als ob diese Funde überhaupt einer jüngeren Zeit als die nordischen angehören, weshalb sie, abgesehen von ihrer abweichenden Form und Bohrungsweise, nicht weiter in Vergleich kommen können.

Eine sehr nahe Verwandtschaft zeigen dagegen die durch kunstvolle Bearbeitung hergestellten halbmondförmigen oder sichelförmigen Sägen des Nordens und die *couteaux en silex cornés (couteaux courbes)* Ägyptens. Das gegenseitige Verhältnis ist noch nicht aufgeklärt, auch habe ich keinen zwingenden Grund, trotz der großen Entfernung ihrer Verbreitungsgebiete von einander und ihrer strengen örtlichen Abgrenzung jeden Zusammenhang in Abrede zu stellen, aber es muß doch die riesige Zahl ihres Vorkommens im westbaltischen Feuersteingebiete und ihrer verschiedenen Formen innerhalb des Gesamttypus auffallen, nicht minder die Tatsache, daß nicht alle diese Funde so fein ausgearbeitet sind, wie sie die Abbildungen gewöhnlich zeigen, sondern daß auch einfachere und rohere, und dann nur in der Form eines Kreisabschnittes ausgeführte Stücke vorkommen, die, wie mich Herr v. Platen gütigst belehrte, auf ein älteres, weniger entwickeltes Stadium deuten, was sich auch durch die rügenschen Funde in seiner prächtigen Sammlung in Stralsund belegen läßt. Damit wäre ein Fingerzeig auf eine selbständige Entwicklung dieser eigentümlichen Werkzeuge im Norden gegeben, der noch beachtenswerter dadurch wird, daß schon im Magdalenien Frankreichs derartige einfache Formen auftreten.[1])

---

[1]) M. Hoernes, Der diluviale Mensch, Abb. 33/4 und 33/5. Ob derartige, der nordischen sichelförmigen Sägen in der Form sehr nahe kommende Flinterzeugnisse aus Nord-Amerika (Charles Rau, The archaeol. collection, Abb. 51, 52) ihnen wirklich gleichgestellt werden können, ließe sich nur durch den Augenschein beantworten.

Zu anscheinend begründetem Zweifel an der Ursprünglichkeit im Lande könnte die Form der Flintdolche Anlaß geben, insbesondere jener, bei denen Blatt und Griff aus einem Stücke bestehen. Sie zeigen eine solche Vollendung und solche Ähnlichkeit mit südeuropäischen Bronzedolchen, daß sich wirklich die Vermutung aufdrängen muß, daß sie diesen Bronzedolchen nachgebildet seien. Allein selbst wenn es der Fall wäre, so könnte daraus noch immer nicht auf eine Entlehnung aus dem Oriente geschlossen werden, weil die breiten italischen Bronzedolche, welche nach Sophus Müller als Muster für die nordischen Flintdolche gedient haben sollen, in Griechenland, der Pforte der orientalischen Kultur, und so auch weiterhin im Oriente gar nicht vorkommen.

Der Behauptung, daß die nordischen Flintdolche überhaupt Nachbildungen von Bronzedolchen seien, liegt die Vorstellung zugrunde, daß geschwungene Formen der Natur des Steines widersprechen, daß die steinzeitliche Betriebsamkeit selbst in ihrer weitestgehenden Fntwicklung gar nicht dahin gelangen konnte, solche Dolche wie auch die Beile mit ausladender Schneide herzustellen. Ich habe mich gegen diese Anschauung schon in meinem Buche über die Heimat der Indogermanen ausgesprochen und Gründe dagegen geltend zu machen gesucht. Ich will daher hier nur noch bemerken, daß der nordische Flintdolch eine lange Entwicklungsgeschichte hinter sich hat, der die bodenwüchsige Ausgestaltung auch der vollkommensten Stücke wahrscheinlich macht. Der Flintdolch ist ohne Zweifel aus der Speerspitze hervorgegangen, die bis in das paläolithische Zeitalter zurückreicht. Er läßt sich schon im Chelléen nachweisen,[1]) erreicht im Solutréen eine solche Vollkommenheit, daß einzelne Stücke[2]) sich

---

[1]) G. et A. Mortillet, Musée préhist., Taf. X, Abb. 57, Taf. XI, Abb. 62, 63, Taf. XII, Abb. 72.

[2]) G. et A. Mortillet, Musée préhist., Taf. XVI, Abb. 92, Taf. XVII, Abb. 96, 97, 98, 105, Taf. XVIII, Abb. 109; M. Hoernes,

in bezug auf Größe, Sicherheit der Form und Sorgfalt der Bearbeitung den verwandten aus dem jüngeren Steinalter an die Seite stellen lassen. Die Übergangszeit endlich bietet Stücke,[1]) die von denen der Folgezeit nicht mehr unterschieden werden können; ja der bekannte, eben auch wie viele nordische Flintdolche aus einem Stücke (hier aus Renntierhorn) geschnittene Dolch aus Laugerie Basse, dessen Griff ein im Tode zusammengebrochenes Renntier bildet[2]) (Abb. 16), ist von solcher Vollkommenheit, daß man ihn, wüßte man seinen Ursprung nicht, für die Nachbildung eines kunstvollen modernen Dolches halten könnte. Obwohl nicht aus Flint, gibt er doch den Beweis, daß man schon in dieser Zeit daran gedacht hat, Blatt und Griff aus einem Stücke herzustellen.

Abb. 16. Dolch aus Laugerie Basse Frankreich.

Dieser merkwürdige Dolch ist übrigens vielleicht der schönste, doch nicht der einzige in seiner Art. Es wurden nicht nur in den paläolithischen Höhlen Frankreichs deren mehrere gefunden, sondern es erscheinen auch auf den gleichzeitigen Wohnplätzen in Österreich Knochenartefakte, die wir als Dolche mit Griff ansprechen müssen, so z. B. zwei, 240 mm lange Stücke von Předmost, von denen der eine aus der Fibula eines Löwen hergestellt ist, und ein drittes aus der Höhle Kulna in Mähren.[3]) Jeder dieser Dolche bildete nach Kříž in der

Der diluviale Mensch, Abb. 11/1, 15/10, 74/1; M. de Naidallac, Die ersten Menschen, Abb. 11/2, 3.

[1]) Sophus Müller, Urgeschichte Europas, Abb. 2.

[2]) Adrien de Mortillet, Le préhist. origine, Abb. 62.

[3]) M. Kříž, Beiträge zur Kenntnis der Quartärzeit in Mähren, S. 216—217 und 447.

Hand eines gewandten Jägers eine höchst wirksame und gefährliche Waffe. Ähnliche aus einem Stück bestehende Knochendolche kommen in späterer Zeit nicht selten in den Pfahlbauten des Laibacher Moores und der oberösterreichen Seen vor.

Eine große Zahl von Flintdolchen des neolithischen Zeitalters leitet sodann von den Stücken mit stumpfen, formlosen Griffen durch aufsteigende Zwischenformen zu jenen prächtigen, formvollendeten Stücken, die so nahe den Bronzedolchen stehen und unsere Bewunderung verdienen. Daß dieser Übergang trotz des behaupteten Widerstandes der Natur des Steines gegen geschwungene Formen ohne Vorbilder aus Metall nicht nur möglich, sondern auch tatsächlich erfolgt ist, lehren uns amerikanische Steinartefakte und ganz insbesondere amerikanische Flintdolche, die sich gleichfalls aus Speeren entwickelt haben und zu Stücken gelangt sind, bei denen Blatt und Griff ein Ganzes sind. Die nachfolgende Abbildung (Abb. 17) zeigt, daß sich der amerikanische Flintdolch, wenngleich nicht so formvollendet, doch im Wesen vom nordischen (Abb. 18) nicht unterscheidet.

Diese Schlußfolgerung erhält eine kräftige Stütze durch eigentümliche Artefakte aus amorphen Gesteinsarten (Abb. 19) — *„Dolkformede Stykker“* nennt sie Sophus Müller (Nordische Altertumskunde, I, S. 148, „Stoßwaffe“ steht in der deutschen Übersetzung des Werkes) —, deren Form und Herstellung von Blatt und Griff aus einem Stück derartig ist, daß man nach dem bei den Flintdolchen angewandten Grundsatze noch mehr als bei diesen eine Nachbildung nach metallenen Vorbildern annehmen müßte; und doch fehlen solche nicht nur im Oriente und in Griechenland, sondern auch in Italien ganz und gar, wogegen uns Sophus Müller selbst aufmerksam macht, daß man bis zur Vancouverinsel in Nordamerika gehen muß, um entsprechende Formen zu

finden.[1]) Was aber die im allgemeinen weniger bildungsfähigen Indianer Nordamerikas ohne Anleitung und Vorbilder zustande gebracht haben, das haben gewiß auch die weitaus höherstehenden neolithischen Künstler im

Abb. 17. Flintdolch aus Alabama, Amerika.

Abb. 18. Flintdolch aus Dänemark.

Abb. 19. Dänemark.

Abb. 20. Unalaska-Island, Nordamerika

nordischen Feuersteingebiete aus eigenem zu schaffen vermocht.

Es verdient übrigens beigefügt zu werden, daß die Bewohner der steinzeitlichen Pfahlbauten der Schweiz es prächtig verstanden haben, ihre Flintdolche mit vollkommen geeigneten Griffen zu versehen;[2]) in einem reichen Feuersteingebiete konnten solche Leute auch leicht darauf verfallen, derlei Dolche aus einem Stücke herzu-

---

[1]) Man sehe auch Charles Rau, Archaeol. Coll., Abb. 65, welches Stück, in nebenstehender Abb. 20 abgebildet, aus Unalaska-Island in Nordamerika stammt.

[2]) Rob. Munro, The Lake-Dwellings of Europa, Abb. 7/11, 8/28.

stellen. Übrigens hat man auch in den steinzeitlichen Pfahlbauten der Schweiz und Oberösterreichs, die gewiß älter sind als die breiten italischen Dolche, von denen man die nordischen Flintdolche ableitet, zweischneidige dolchartige Messer aus Eibenholz gefunden.[1])

[1]) Rob. Munro, A. a. O., Abb. 24/15.

III. Abschnitt.

Alter, Herkunft und Selbständigkeit der steinzeitlichen Dekoration in Europa.

So wie sich bei den wichtigsten Werkzeugen und Waffen der neolithischen Zeit, den Beilen, Hämmern, sichelförmigen Sägen, Dolchen eine stetige, lückenlose Entwicklung, dagegen keine plötzlich hereinkommende fremde Erscheinung oder durch einen fremden Anstoß bewirkte Beschleunigung oder neue Richtung nachweisen lassen, so zeigt sich auch bei der Dekoration seit der paläolithischen Zeit eine ununterbrochene, nichts fremdes aufweisende Übung der gleichen Zierweise. Bekanntlich neigt sich die Mehrzahl der Urgeschichtsforscher der Meinung zu, daß bei der steinzeitlichen Dekoration in Europa der geometrische Stil ausschließlich zur Anwendung kommt, während sie im Oriente ihre Motive hauptsächlich der Tier- und Pflanzenwelt entnimmt.

Sophus Müller scheint hierin anderer Meinung zu sein, da er (Urgeschichte Europas, S. 21) sagt: „Nach Osten weist auch das andere Hauptkennzeichen der jüngeren Steinzeit, die Ornamentik, die namentlich durch Tongefäße überliefert ist. Die alte Naturkunst ist spurlos verschwunden; keine Tiere und Pflanzen mehr, sondern an ihrer Stelle langweilige, dürre, regelmäßige Muster, gebildet durch beständig wechselnde Zusammenstellungen von Punkt und Linie.“

Dem Gesagten zufolge scheint Sophus Müller anzunehmen, daß die geometrische Dekorationsweise vom Oriente entlehnt worden ist, nachdem die freie Kunst der paläolithischen Zeit, wie wir sie in den französischen Höhlenzeichnungen und Skulpturen kennen gelernt haben, spurlos verschwunden war; aber bei dieser Annahme kommt er mit der weit verbreiteten Meinung in Widerspruch, daß die geometrische Dekoration dem Oriente eigentlich fremd sei, der nur eine Dekoration durch Elemente kennt, die der organischen Natur entnommen sind. Allerdings finden wir auch in Ägypten Spuren des rein geometrischen Stiles;[1]) allein es scheint, daß man es hierbei, namentlich wenn man gewisse Proben[2]) ins Auge faßt, bei den meisten Vorkommnissen nicht mit dem ursprünglichen geometrischen Stile zu tun hat, sondern mit einer Zurückführung von der Natur entnommenen Darstellungen auf geometrische Formen, ein Vorgang, der auf primitiven Stufen wiederholt nachgewiesen ist.[3])

Auf eine ältere und ursprüngliche Stufe des geometrischen Stiles verweisen die Gefäße aus den Kjökkenmöddingern von Toukh in Oberägypten,[4]) die mit ihren tief eingegrabenen und mit weißer Masse ausgefüllten Ornamenten (schraffierte Dreiecke) ebensogut aus unseren oberösterreichischen Pfahlbauten stammen könnten. Allein ein Zuhammenhang mit dem eigentlichen Oriente ist dadurch noch nicht erwiesen, eher möchte man ihn im übrigen Norden Afrikas suchen, auf welchen ähnlich dekorierte, wenn auch jüngere Gefäße Italiens, Spaniens mit einiger Wahrscheinlichkeit verweisen. Dann wäre

---

[1]) J. de Morgan, Recherches, Bd. I, Taf. II, III, IV und VI.

[2]) J. de Morgan, Recherches, Bd. I, Tafel II, Abb. 1, 3—5, Taf. III, Abb, 3—5, Taf. VII, Abb. 3, Taf. VIII, Abb. 1, 2, Taf IX, Abb. 3, Taf. X, Abb. 1, 2.

[3]) Ernst Grosse, Die Anfänge der Kunst; und Andere.

[4]) J. de Morgan, Recherches, I, Abb. 482—484.

die geometrische Dekoration ein gemeinsames Besitztum der Völker am Mittelmeere und im Norden.[1])

Ein hohes Maß von Sicherheit gewinnt die Anschauung, daß die geometrische Dekoration keineswegs aus dem Oriente stamme, der, wie schon bemerkt wurde, fast ausschließlich Elemente der organischen Natur zur Dekorierung verwendet, sondern ein ureigener Besitz der Völker Europas sei, wenn wir uns die, neben der freien Kunst der paläolithischen Zeit geübte Dekoration vor Augen halten. Schon im Solutréen finden wir schraffierte Dreiecke, ganz so wie auf unseren neolithischen Gefäßen auf Knochen eingeritzt, so z. B. in Předmost,[2]) auch konzentrische Kreise und ein Fischgrätenmuster.[3]) Zahlreicher erscheinen geometrische Ornamente sodann im Magdalenien auf Speeren aus der Höhle bei Schaffhausen,[4]) aus der Höhle Laugerie Basse,[5]) der Grotte von Banifal[6]) und auf verschiedenen Knochenartefakten aus dem Keßler-

---

[1]) Zur präpharaonischen Zeit lebte nach Jean Capart (Des débuts de l'art en Égypte. Ann. de la Soc. d'archaeol. de Bruxelles) in Ägypten eine einheimische nomadisierende schwarze Bevölkerung, die vor den von Westen und Südwesten vordringenden Völkern von weißer Hautfarbe allmählich nach Süden zurückweichen mußte. Es dürften diese Ankömmlinge Angehörige des mittelländischen Stammes, lybische Völker gewesen sein. Ihnen muß man die neolithische Kultur in Ägypten zuschreiben, die uns in den Nekropolen entgegentritt und die mancherlei Beziehungen zur mittelländischen (ägäischen) Kultur aufweist. Nach einem Referate in G. Buschan, Zentralblatt, IX, S. 384.

[2]) Karl Maška, Der diluviale Mensch in Mähren, S. 99.

[3]) M. Kříž, Casopis muzejního spolku Olomúkého, XIII, Taf. I, Abb. 1, 2 und Beiträge zur Kenntnis der Quartärzeit in Mähren, Abb. auf S. 215, 216—217, 221, 235.

[4]) N. Karsten, Mitteil. d. Antiquar. Gesellsch. in Zürich, XVIII, Taf. III, Abb. 5—7.

[5]) Gabriel et Adr. de Mortillet, Musée préh., Abb. 178.

[6]) Capitan, Breuil et Peyrony, Revue de l' École d'Anthrop, XXX. Bd., Abb. 61, 62, 64.

loche bei Tayngen;[1]) auf einem Serpentingeschiebe aus der 4. Grotte von Mentone;[2]) schraffierte Dreiecke auf einem der Pferdebilder und andere derartige Ornamente in der Höhle von Combarelles;[3]) in der Höhle von Laugerie Basse;[4]) ja in den Höhlen von Arudy und Lourdes finden wir sogar plastisch aus Elfenbein herausgearbeitete, in gegliedertem Zusammenhange stehende Spiralen.[5])

Eine der bekannten Frauen von Brassempouy[6]) trägt eine quadratisch gemusterte Kopfbedeckung, die wie eine Kapuze auf dem Kopfe sitzt und zu beiden Seiten herabfällt. M. Hoernes[7]) erkennt darin nur eine kapuzenartige Frisur, wogegen mir aber die breit herabfallenden Teile und insbesondere die quadratische Musterung zu sprechen scheinen, da man die Haartracht nach meinem Dafürhalten eher durch parallele schlichte oder gewellte Striche, als durch Quadrate angedeutet haben würde; doch scheint Hoernes mit dem Ausdruck „kapuzenartige“ Frisur selbst sagen zu wollen, daß er auch die Annahme der Darstellung einer Kopfbedeckung für zulässig hält. Wir dürfen an eine solche umso mehr denken, als noch eine gleichartige Darstellung und zwar aus einer der päläolithischen Höhlen von Mentone vorliegt, welche noch deutlicher als jene von Brassempouy erkennen läßt, daß es sich wirklich um eine Kopfbedeckung handle.[8])

---

[1]) K. Merk, Mitteil. d. Antiquar. Gesellsch. in Zürich, XIX, Taf. III, Abb. 13, 19, 23, Taf. IV, Abb. 25, 29, 31, Taf. V, Abb. 42, 45.

[2]) L. Capitan, Revue de l' École d'Anthropologie, XXX. Bd., Abb. 40.

[3]) Capitan et Breuil, Bulletins d. l. Soc. d'Anthropol. XXX. Bd., S. 530, Abb. 2, u. S. 534, Abb. 7.

[4]) E, Cartailhac, La France préhist. Abb. 24, 25.

[5]) Piette, L'Anthropologie, V, Abb. 6, XV, Abb. 7, 23, 24, 25.

[6]) E. Piette, L'Anthropologie, VI. Jahrg. 1895, Taf. V, Abb. 2.

[7]) M. Hoernes, Geschichte der bildenden Kunst, S. 49.

[8]) Coiffur nennt sie Eduard Piette, Gravure du Mas d'Azil et Statuettes de Menton, Bulletins d. l. Soc. d'Anthrop. de Paris,

War mit diesen Zeichnungen die Wiedergabe eines Kleidungs- oder Putzstückes und seiner Dekorierung beabsichtigt, dann ergibt sich daraus, daß man in jener so fern entlegenen Zeit schon auch derlei Dinge, die selbstverständlich nur aus Fellen bestanden haben können, durch Bemalung oder Benähung besser auszustatten bemüht war. Es wäre das ganz im Einklang mit dem auch in anderen Richtungen tätigen bildnerischen Sinn dieser Zeit, und knöcherne Nähnadel und Farbenpinsel waren damals schon allgemein bekannte Dinge. Es liegt nahe,

Abb. 21. Schraffierte Dreiecke in ein Pferd eingezeichnet aus der Höhle von Arudy nach Capitan und Breuil.

anzunehmen, daß sie auch zur Dekorierung von Kleidungsstücken gedient haben.

Es sei mir gestattet, zur Veranschaulichung des Gesagten auf einige dieser paläolithischen Dekorationsversuche im besondern zu verweisen. Abb. 21 stellt eine

VI, 1902, S. 7. Die quadratische Musterung läßt wohl am sichersten auf ein aus Pflanzenfasern oder Tiersehnen hergestelltes Netz schließen, das die Haare zusammenhält, auch in diesem Falle ein sprechendes Zeichen für Ordnung und Sauberkeit. Derartige Netze trugen die Frauen der Bronzezeit in Dänemark. S. Müller, Ordining. Bronzealderen, Abb. 47.

Reihe von schraffierten Dreiecken dar, die in den Körperumriß eines Pferdes in etwas sorgloser, aber immerhin in einer Weise eingezeichnet sind, daß man ersehen kann, daß die Darstellung solcher Dreiecke beabsichtigt war.[1]) Man hat diese Zeichnung einerseits als Pferde- oder Satteldecke, anderseits als Hütten gedeutet, dann aber als nur zufällig mit dem Pferde in Verbindung erklärt. Man darf sie ohne Rücksicht auf einen Gegenstand als Dekorierung an sich auffassen, wozu man durch eine ganz gleichartige Zeichnung schraffierter Dreiecke auf einer

Abb. 22. Verzierte Mammutrippe aus Předmost nach Karl Maška.

Mammutrippe aus der paläolithischen Wohnstätte in Předmost (Abb. 22)[2]) berechtigt wird, die zweifellos nur als solche beabsichtigt gewesen ist, weil nicht einzusehen wäre, was sie hier sonst zu bedeuten hätte. Die Verwandtschaft dieses Ornaments mit unzähligen gleichartigen aus der jüngeren Steinzeit (vergl. Abb. 35), die oftmals auch nicht viel sorgfältiger gehalten sind, ist klar, und sein Auftreten auf so weit voneinander entfernten Orten

---

[1]) Capitan et H. Breuil, Gravures palèolithiques, Bulletin de la Soc. d'Anthrop. de Paris, 1902, S. 527, Abb. 2.

[2]) Karl Maška, Der diluviale Mensch in Mähren, S. 101.

zeigt, daß man ein allgemein verbreitetes Dekorationselement vor sich hat.

Bestärkt wird man in dieser Anschauung durch eine zweite, gleichfalls auf einer Mammutrippe aus Předmost erscheinende Zeichnung (Abb. 23),[1]) die das Fischgerätenmuster zeigt, und hier eben auch nur als Ornament aufgefaßt werden kann. Wir finden gleiche Muster sehr oft auf Gefäßen der jüngeren Steinzeit z. B. auch auf einer Tonfigur aus Butmir,[2]) auf der sie wahrscheinlich die Dekoration des Gewandes darstellen soll.

Abb. 23. Mammutrippe nach Marl Maška.

Auf einem dritten Fundstücke aus Předmost, einem aus Elfenbein geschnittenen Schmuckanhängsel (Abb. 24)

---

[2]) Karl Maška, a. a. O. S. 99.

[3]) Fr. Fiala, Die neolith. Station von Butmir, II, Taf. III, Abb. 16.

erscheinen vielfach um ein Zentrum, und zwar diesmal recht sorgfältig gezogene Kreise,[1]) die hier ebenfalls nur die Bedeutung einer Dekoration haben können. Auch

Abb. 24 Schmuckanhängsel aus Předmost nach M. Križ.

Abb. 25. Spiralen, teils vertieft, teils erhaben in Elfenbein geschnitten aus Arudy nach Ed. Piette.

dieses Dekorationselement erscheint zahlreich auf neolithischen Tongefäßen, besonders auf jenen aus dem Mondsee (Abb. 36).[2])

[1]) M. Křiž, Beiträge zur Kenntnis der Quartärzeit in Mähren. S. 215.

[2]) Man sehe auch M. Much, Mitteil. der wiener Anthrop. Ges. Bd. II, Taf. I. 2, 5.

Eine geradezu überraschende Entwicklung der Dekoration zeigt eine nicht geringe Anzahl von Funden aus den Höhlen von Arudy und Lourdes im südlichen Frankreich, Elfenbeinstücke mit teils vertieften, teils erhabenen konzentrischen Kreisen und insbesondere mit wohl ausgebildeten Spiralen, die z. T. im gegliederten Zusammenhang stehen.[1]) Abb. 25 gibt hiervon ein Beispiel.

In besonderem Maß wird unsere Aufmerksamkeit durch die Zeichnung auf einem Bruchstücke eines Mammutstoßzahns aus Předmost (Abb. 26)[2]) in Anspruch genommen. Beim ersten Anblick erscheint sie als eine sinnlose Aneinanderfügung von geometrischen Figuren; faßt man sie jedoch aufmerksamer ins Auge und erinnert man sich ähnlicher Darstellungen, z. B. der bekannten Tonstatuette von Kličevac in Serbien,[3]) aus der jüngeren Steinzeit, so glaubt man eine menschliche Gestalt zu sehen: einen mit großem Hut bedeckten Kopf, Oberarme mit bauschigen Ärmeln, aus denen sich die Vorderarme erheben, einen Unterkörper wie bei der Statuette von Kličevac in reich dekoriertem Frauengewand. Auf die menschenähnliche Gestalt hat übrigens schon Kříž in seinem oben bezeichneten Werke (S. 234) aufmerksam gemacht. Zwischen dieser Statuette und der Dekoration auf dem Stoßzahn von Předmost besteht selbstverständlich kein wie immer gearteter Zusammenhang, aber der Vergleich könnte uns doch auf die richtige Vermutung geführt haben, daß es sich bei letzterer wirklich um die Darstellung eines Menschen handelt, die durch den Zwang der Stilrichtung aus einem ursprünglich üblich gewesenen naturalistischen Bilde des Menschen in ein Gemenge geometrischen Muster umgewandelt worden ist, wobei wir zum Teil doch viel-

---

[1]) Ed. Piette, Classification des sédiments formés dans les cavernes pend. l'âge du renne. L'Anthropologie. XV. S. 1.

[2]) M. Kříž, Beiträge, S. 221.

[3]) M. Hoernes, Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa Taf. IV.

leicht auch eine ferne Vorstellung von der dekorativen Ausstattung der Kleidung erhalten. Wie immer es sich mit dieser kunstfertigen Tätigkeit der paläolithischen Zeit

Abb. 26. Zeichnung auf einem Mammutstoßzahn nach Križ.

verhalten möge, die einzelnen Bestandteile der ganzen Darstellung zeigen Formen, die wir insgesamt auch in der jüngeren Steinzeit finden.

Das ist eine gewiß ansehnliche, aber den vorhandenen Bestand gar nicht erschöpfende Zahl von Zeugnissen für die schon in paläolithischer Zeit in ganz Mitteleuropa auftretende geometrische Dekoration, denen um so größerer Wert beigelegt werden muß, als den Paläolithikern ein geeignetes Material fehlte, auf dem sie ihre dekorative Kunst in Anwendung bringen konnten, denn die für sie so empfänglichen Tongefäße kannten sie nicht, die Knochengeräte boten zu wenig Fläche und für die reichlichere Dekorierung der Höhlenwände neben den Darstellungen der freien Kunst lag zu wenig Anlaß vor. Es ist übrigens beachtenswert, daß die Zeugnisse für die geometrische Dekoration im Magdalénien, also in der Übergangszeit, sich mehren und so die jüngsten Stufen der paläolithischen Zeit mit den ältesten der neolithischen d. i. jener der Muschelhaufenzeit, wo vorwiegend auch nur Ornamente auf Bein vorkommen,[1]) in ungezwungener Weise verbinden. Aber auch die ersten Spuren einer Dekoration der Tongefäße lassen sich schon in diesem Zeitabschnitte feststellen.[2])

Aus diesen Tatsachen ergibt sich, daß die neolithische Gefäßdekoration ihre Wurzel in der paläolithischen Dekoration hat, daß sie daher eine bodenständige Kulturblüte Europas ist. Ursprünglich auf die einfachsten Formen beschränkt, entwickelte sie sich in immer mannigfaltigerer Weise, die, wenn wir berücksichtigen, daß wirklich nur Punkt und Linie in Anwendung kamen, mit Recht unsere Bewunderung verdient. Machte sich zunächst eine gewisse Starrheit einerseits, ein zu lockeres Gefüge ander-

---

[1]) Georg Sarauw, En Stenalders Boplads i Maglemose. Abb. 31, 37, 44, 45; T. Thomsen et E. Jessen. Une trouvaille de l'ancien âge de la pierre. La trouvaille de Brabrand. Abb. 5, Mémoires d. l. S. R. des Antiquaires du Nord. Nouv. Ser. 1904; A. P. Madsen, S. Müller u. and. Affaldsdynger. Abb. S. 129, Abb. 1.

[2]) A. P. Madsen, S. Müller usw. Affaldsdynger, S. 119, Abb. 10, 11.

seits geltend, so kam die Gestaltungslust doch bald auf den Weg, die gerade Linie in verschiedener Art zu brechen, zu trennen, und sie zu gefälligen Mustern wieder zusammen zu fügen, sie in gleichmäßige Bewegung zu bringen und schließlich in freie Schwingungen mit geordnetem Wechsel zu versetzen. Das Bestreben, die eingeritzten Zeichnungen deutlich hervortreten zu lassen, gab dann den Anstoß, sie zu vertiefen und zu verbreitern, um sie mit weißer Masse auszufüllen, ein Schritt, der schließlich zur Buntbemalung der Gefäße führte.

Diese Entwicklung, insbesondere gewisse Dekorationselemente, wie die Spirale und der Mäander, sowie auch die Bemalung der Gefäße, die man allgemein als Attribute der mykenischen Kunst betrachtete, verleiteten zu dem Glauben, daß sie auf europäischem Boden nur als eine Ausstrahlung dieser Kunst betrachtet werden dürfen und daß damit auch in dieser Richtung der orientalische Einfluß erwiesen sei.

Indes habe ich schon in meinem Buche über die Heimat der Indogermanen (Abschnitt III) zeigen können, daß die Spirale in einem großen Teile Mitteleuropas und zwar in den nördlichen Balkanländern, in Rumänien, ganz Österreich-Ungarn bis über den Harz hinaus schon in einem recht frühen Abschnitte der jüngeren Steinzeit als Dekorationselement erscheint. Auf diesem Boden hat sie sich aus ihrer einfachsten Gestalt zu verschiedenen Abänderungen und Zusammenstellungen entwickelt, was eine längere Dauer ihrer Verwendung voraussetzt. Der beachtenswerteste und für ihre zeitliche Stellung entscheidende Fundort ist Butmir in Bosnien, denn hier erscheint sie nicht mehr bloß als eingeritzte Zeichnung allein, sondern auch plastisch herausgehoben, also in einer neuen Darstellungsweise, zu einem zusammenhängenden, doch streng gegliederten, das ganze Gefäß überdeckenden Netz entwickelt und trotzdem in einer so entschieden und rein steinzeitlichen Begleitung, daß über ihre Zugehörigkeit

zur neolithischen Zeit kein Zweifel bestehen kann.[1]) Zur Bekräftigung des Gesagten sei nur kurz beigefügt, daß die Fundstätte, wahrscheinlich eine Erzeugungsstätte für Steinwerkzeuge, in ihrer vollen Ausdehnung auf das sorgfältigste untersucht worden ist, ohne eine Spur von Metall oder einen sonstigen Hinweis auf eine jüngere Zeit zu geben und daß die Gefäßreste mit der Spiraldekoration der unteren, also älteren Schichte entnommen wurden.

Auch Hoernes kommt in seiner, mir eben erst bei Anlegung der letzten Feile an diese Arbeit bekannt gewordenen grundlegenden Studie über die neolithische Keramik in Österreich[2]) zu dem Ergebnisse, daß die spiralverzierten Gefäße von Butmir noch der vollen Steinzeit und zwar dem Abschnitte des „Umlaufstiles" angehören, nach dessen Abschluß und noch innerhalb der Steinzeit eine zweite Stilperiode, die des „Rahmenstiles" zugleich mit dem Erscheinen des Kupfers und der ersten Spuren der Bronze sich anschließt.[3]) Diese Glie-

---

[1]) Radimsky und Fiala. Die neolithische Station von Butmir. Herausgegeben v. bosn.-herzog. Landes-Museum. I. und II. Teil.

[2]) M. Hoernes, die neolitische Keramik in Österreich. Jahrbuch der Zentral-Kommisson für Kunst- u. histor. Denkmale. III. Bd. S. 1 f.

[3]) M. Hoernes unterzieht in der bezeichneten Abhandlung die neolitische Keramik einer neuen, auf die umfassende Kenntnis des großen wissenschaftlichen Materiales gegründeten und mit durchdringendem Scharfblick für Formentwicklung geführten Untersuchung, durch die er zu einem von der bisherigen Beurteilung, Gliederung und zeitlichen Einordnung der neolithischen Gefäßdekoration völlig neuem Ergebnisse gelangt. Im Gegensatze zu den verschiedenen, zur Zeit bestehenden Lehrmeinungen, von denen sich übrigens keine die allgemeine Anerkennung verschaffen konnte, nimmt er einen „flächenbedeckenden Stil" an, welcher die Muster einfach, vorwiegend in horizontaler Hauptrichtung fortzieht, aber nicht zur Einteilung der Flächen in Felder benützt, und zu dem das meiste dessen, was bisher Bandkeramik genannt wurde, gehört. Hoernes nennt diese Stilgruppe den „Umlaufstil". Eine zweite Stilgruppe beruht auf der Einteilung der Flächen in Felder, durch Einteilungsrahmen und Füllfiguren oder

derung und Zeitstellung der neolithischen Gefäßdekoration ist dadurch gegen allen Zweifel gesichert, daß sie sich nicht aus den äußeren Umständen allein, die ja wechseln können, sondern zunächst aus dem innern Wesen der beiden Stilarten ergeben.

Demgemäß ist nach Hoernes (a. a. O. S. 60) die Herleitung des Umlaufstiles, dem bereits Spirale und Mäander angehören, vom mykenischen Stil umso weniger zulässig, als selbst der darauffolgende Rahmenstil, wie er z. B. in den Pfahlbauten des Laibacher Moores auftritt, wohl manche Übereinstimmung mit dem Mykenästil aufweist, aber gewiß nicht zur Ableitung von diesem berechtigt.

Bei der Frage nach die Herkunft der steinzeitlichen Gefäßdekoration müssen auch noch die chronologischen Verhältnisse in Erwägung gebracht werden. Man setzt das Aufleben der Mykenäkultur in die Mitte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends; ihre Wirksamkeit nach außen hat natürlich nicht schon mit dem ersten Augenaufschlage begonnen; es waren, was auch von gegnerischer Seite zugestanden wird, offenbar Jahrhunderte notwenig, bis die Muster des Mykenästiles nach Mitteleuropa dringen konnten, und damit nähern wir uns schon merklich dem Ausgang des zweiten Jahrtausends vor Chr. Allein schon bald nach dem Beginn des zweiten Jahrtausends verschwindet die rein neolithische Gefäßdekoration im größten Teile Mittel- und Nordeuropas mehr und mehr. Bei dem in diese Zeit

---

durch die einen oder die anderen allein; es ist der „Rahmenstil". Der Umlaufstil ist der ältere; ihm folgt der Rahmenstil, welche Zeitstellung nicht nur durch die Begleitfunde, sondern auch durch das ganze Wesen der Ansiedlungen, in denen der eine oder der andere auftritt, erwiesen wird. Es ist hier nicht der Ort, näher auf die neue Lehre einzugehen, doch muß ich beifügen, daß man sich ihr gegenüber des Eindruckes nicht erwehren kann, daß sie trotz manchen Schwierigkeiten, die sich ihr noch entgegenstellen, die Grundlage bilden wird, auf der die Prüfung der Entwicklung der steinzeitlichen Keramik erfolgen und zu einem abschließenden Ergebnis weiter geführt werden kann.

fallenden Eintreten der Bronzekultur erscheinen in einem ausgedehnten Gebiete (Niederösterreich, Mähren, Böhmen bis über den Harz hinaus) in Begleitung von anfänglich zinnarmen Bronzegegenständen, kleinen Dolchen, Schleifenringen, Spiralröhren, Nadeln u. dgl. neue Gefäßformen (Aunjetitzer Typus), die namentlich in auch Niederösterreich reich und in verschiedenen Größen und Varianten vertreten sind, aber sie entbehren der Dekoration fast vollständig. In den Ländern an der mittleren Donau, wenigstens in Ungarn, entwickelt sich dagegen die bisher übliche Technik der weißen Intarsion in zwar einseitiger doch üppiger Weise noch weiter, indem nicht mehr nur vertiefte Linien weiß ausgefüllt, sondern ganze, breite Flächen vertieft und mit weißer Masse bedeckt werden, so daß nun nicht die weißen Linien auf dunklem Grund, sondern umgekehrt bei der Abtragung der Flächen ausgesparte Linien als dunkle Dekoration auf weißem Grunde erscheinen, was zu neuen typischen Mustern führt.[1]) Nur in engeren Gebieten, z. B. in der Westschweiz und weiter im Südwesten Europas hat sich die steinzeitliche Dekoration, doch in einer zumeist auf schraffierte Dreiecke, Fischgrätenmuster, Parallelbänder u. dgl. beschränkten Weise[2]) auch in der Bronzezeit erhalten. Also schon vor Beginn der Herrschaft des Mykenästiles finden wir im mittleren und nördlichen Europa bei der Gefäßdekoration keine der angeblich mykenischen Dekorationsmuster, keine Spiralen, keine Mäander mehr! Da aber bei einer Übernahme der steinzeitlichen Dekoration mit ihren einzelnen Elementen aus fremden, außereuropäischen Händen nur der mykenische Einfluß in Betracht kommen könnte, so ist mit dessen Ausschluß auch der orientalische Einfluß

---

[1]) Zahlreiche Beispiele bietet Moriz Wosinsky, Die inkrustierte Keramik der Stein- und Bronzezeit.

[2]) Beispiele zeigen die Pfahlbauberichte der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich; eine Übersicht gewährt Victor Gross. Les Protohelvétes, Taf. XXXII u. XXXIII.

ausgeschlossen. Die steinzeitliche Gefäßdekoration im mittleren Europa samt ihren Elementen und Hilfsmitteln ist daher eine eigene Schöpfung dieses Erdteiles.

Dagegen scheint nun allerdings die Ansicht mancher Urgeschichtsforscher zu sprechen, daß die jüngere Steinzeit in Europa oder doch in einzelnen örtlichen Gebieten so lang gedauert habe, daß sie sich mit der Mykenäzeit auf das engste berühren mußte und daher von ihr mit anderen Kulturelementen auch die Gefäßdekoration übernommen habe. So läßt insbesondere S. Müller die neolithische Kultur Europas so weit herauf reichen, daß sie in der Tat dem Einfluß der Mykenäkultur ausgetzt sein konnte,[1]) allein das kann man, wie ich noch nachweisen werde, nicht einmal für Skandinavien gelten lassen, geschweige denn für die unteren Donauländer und wo sonst noch die Spirale in steinzeitlicher Begleitung erscheint. Es ist unmöglich und widerspricht gerade der Lehre der Orientgläubigen, daß z. B. Butmir mit seiner reichentwickelten Spiraldekoration in rein steinzeitlicher Vergesellschaftung und das weite Gebiet ihrer sonstigen Verbreitung dem dort so nahen Einfluß der Mykenäkultur auf der einen Seite und jener der älteren Bronzekultur Europas auf der andern Seite so gänzlich verschlossen geblieben sein sollen, daß gerade nur die Spiraldekoration und sonst gar nichts sich durch die bestehenden Verkehrsschranken durchzuzwängen vermocht habe.

Wenn endlich in Butmir, beziehungsweise in seiner ganzen näheren und ferneren Umgebung die steinzeitliche Kultur unmittelbar von der Mykenäkultur abgelöst worden wäre, dann bliebe in diesen Ländern für die bronzezeitliche Kultur, wie sie sich in Europa ausgestaltet hatte, kein Raum übrig, was den feststehenden Tatsachen vollständig widerspricht.

Die gegen die fremde Herkunft der Spiraldeko-

---

[1]) S. Müller, Urgeschichte Europas. S. 26, 59, 77.

ration gemachten Einwendungen gelten auch bezüglich der Bemalung der Tongefäße,[1]) nur daß diese sich auf einen beschränkteren Verbreitungskreis erstrekt.

Beispiele dieser Art der Gefäßdekoration bieten die Abb. 38 und 39, von denen die erstere ein Gefäß aus dem südwestlichen Rußland, die andere eines aus Galizien zur Anschauung bringt. Die Gefäßmalerei verbreitete sich über einen großen Teil des südöstlichen Europas von der Mitte Mährens über Niederösterreich bis an das Schwarze Meer und vom oberen Dniester und Dnieper bis über die untere Donaus hinaus. Schon diese weite örtliche Verbreitung zeigt, daß sie lange Zeit in Übung gewesen sein muß, wofür noch das Auseinandergehen in verschiedene Stilschattierungen spricht. Trotz dieser bezeugt das gemeinsame, zusammenhängende Verbreitungsgebiet die Einheitlichkeit ihres Ursprunges. Die europäische Gefäßmalerei fällt erweislich noch in die Steinzeit und dauert bis zu deren Übergang in die Metallzeit, da sich in ihrer Gesellschaft die ersten Spuren von Kupfer und Bronze einstellen. Auch sie geht also der mykenischen Kultur voraus, und wenn Hoernes nur zugesteht, daß ein selbständiges Ergebnis fortschreitender Entwicklung nicht aber aus der mykenischen Gefäßmalerlei, es aber ablehnt, daß diese aus jener hervorgegangen sei, so geht Hubert Schmidt noch einen Schritt weiter, indem er sich dahin ausspricht, daß in der steinzeitlichen bemalten Keramik Mitteleuropas nicht nur ein der mykenischen Entwicklung vorausgehendes Kulturfaktum gegeben sei, sondern auch die Voraussetzungen für die Entwicklung der mykenischen Vasenmalerei selbst gesucht werden müßten.[2])

---

[1]) M. Much, Heimat d. Indogermanen, S. 88 u. f. M. Hoernes, Die neolithische Keramik in Österreich. A. a. O. S. 110 u.f.

[2]) Hubert Schmidt, Troja-Mykene-Ungarn, Zeitschr. f Ethnol Jahrg. 1904, S. 645.

Die gesamte steinzeitliche Gefäßdekoration Mittel- und Nordeuropas ist also ein natürliches Entwicklungergebnis; sie beruht nicht auf einer Übertragung aus dem Oriente und es ist keineswegs ausgeschlossen, daß sie anregend auf die mykenische Gefäßdekoration eingewirkt hat.

Ebenso wie die Dekoration der Gefäße der Steinzeit nimmt auch die Dekoration der Werkzeuge und Waffen der Bronzezeit im mittleren und nördlichen Europa ihre eigentümliche, von der außereuropäischen Gepflogenheit dieser Zeit unabhängige Stellung ein. Die Spirale der steinzeitlichen Gefäßdekoration wird jetzt auf die Bronzesachen, vornehmlich Waffen und Werkzeuge, auf letztere offenbar deshalb, weil auch sie als Waffen gebraucht wurden, übertragen und in einer Weise entwickelt, daß man sie, insbesondere auf ihrem Höhepunkte, als das Anmutigste erklären darf, was in den prähistorischen Zeitaltern in der Dekoration der Bronzegegenstände geleistet worden ist. Diese Dekoration fehlt auf den Bronzesachen des Orientes vollständig, sie kann also auch eben nur aus dem Boden erwachsen sein, auf dem sie so schön erblüht ist. Von entscheidender Bedeutung ist hierbei die Tatsache, daß die ersten Keime der Metalldekoration sofort beim Auftreten des Metalles, nämlich schon an den Flachbeilen aus Kupfer und zinnarmer Bronze und zwar gerade dort erscheinen, wo die Metalldekoration ihre schönste Ausbildung erfährt.[1])

Es drängt mich, im Anschluß an diese Ausführung noch eine Beifügung zu machen. S. Müller spricht sich über die Gefäßdekoration der neolithischen Zeit

---

[1]) O. Montelius, Om tidsbestämning inom Bronzeåldern. Taf. I. Abb. 2, 3; J. Evans, L'age du bronze. Abb. 21, 34, 39, 40; O. Montelius, Chronologie, Abb. 145 (Jütland), 152, 153, 203 (Sachsen), 207, 213, 226, 295; O. Montelius, Findet man in Schweden Überreste von einem Kupferalter, Archiv. f. Anthr.; Abb. 12; W. Splieth, Inventur der Bronzealtertümer in Schleswig-Holstein. Taf. I, 4. S. Müller, Ordning. Bronzealderen, Abb. 128; L. Lindenschmit, Altertümer uns. heid. Vorzeit, I. Bd. I, 3, Abb. 7, 8.

mit den Worten aus: „Die alte Naturkunst ist verschwunden; keine Tiere und Pflanzen mehr, sondern an ihrer Stelle langweilige, dürre, regelmäßige Muster, gebildet durch beständig wechselnde Zusammenstellungen von Punkt und Linie.“ [1]) Dieses so ganz und gar absprechende Urteil ist völlig unberechtigt. Es ist wahr, die Neolithiker haben für die Gefäßdekoration nichts anderes beizustellen gewußt als Punkt und Linie, die angeschlossenen Abbildungen (27—42) von ausschließlich der jüngern Steinzeit angehörigen und den geographischen Gebieten Europas, von denen hier vorwiegend die Rede war, entnommenen Beispielen zeigen jedoch, daß auch die steinzeitlichen Bewohner Europas von einem lebhaften Empfinden für schöne Linien und ihrer Verbindungen erfüllt gewesen und über die Fähigkeit verfügt haben, es zum Ausdrucke zu bringen. Die ursprünglich starren Linien haben sich unter ihren Händen zu gefälligen Mustern zusammengefügt, die ausnahmslos noch heute Anwendung finden könnten, die Regelmäßigkeit wird zur ruhevollen Symmetrie (Abb. 27, 32—34) oder zum bewegten Mäander (Abb. 37, 41, 42), wobei zu bemerken ist, daß ohne Zweifel das Ländergebiet an der Donau die Geburtsstätte dieses in allen folgenden Zeitaltern bis zum heutigen Tag in allgemeiner Übung gebliebenen Dekorationselementes gewesen ist. Abb. 36, ein Krug aus einem der Pfahlbauten im Mondsee, zeigt die Zwischenstufe der Entwicklung der Spirale zum Mäander. Schließlich gibt die Dekorationskunst die gerade Linie, bezw. das vorherrschende Dreieck ganz auf und ergeht sich in zumeist vielfachen konzentrischen Kreisen (Abb. 34), oder in Spiralen mit einfacher Wiederkehr (Abb. 30, 31) oder in schwungvollen, durch unerwartete Wendungen unterbrochenem Rythmus (Abb. 35), dessen Wirkung im östlichen Europa durch Farbengebung erhöht und belebt wird (Abb. 38, 39).

---

[1]) S. Müller, Urgeschichte Europas, S. 21.

Welch' reiche Entwicklung die Gefäßdekoration während der jüngeren Steinzeit in Europa erfahren hat, zeigt insbesondere ein bei Halász an der Theiß in Ungarn gefundenes Tongefäß,[1]) ein Krug mit vier Buckeln am Bauchrund, dessen genauere Form in den Abb. 41 und 42 ersichtlich ist. Wie die Butmirer Gefäße von ineinander greifenden, oft mehrfach wechselnden Spiralen sind Hals und Bauch dieses Gefäßes bis zum Fuß hinab von einem Netz organisch zusammenhängender Mäander bedeckt und dieses bildet den gemusterten Untergrund für die darauf gelegte Hauptdekoration, ein vierliniges Spiralband, das sich in mehreren Umgängen dicht um jeden der vier Buckel schlingt und je zwei in sanfter Schwingung verbindet. Wir begegnen ähnlichen, doch weitaus einfacheren Erscheinungen dort, wo schraffierte Dreiecke regelmäßig ineinander greifen, so daß dadurch, wie auf einem Kruge aus dem Mondsee (Abb. 40) ein dunkles Zickzackband auf weiß schraffiertem Grunde entsteht. Das ist aber ein rein zufälliges, kein bedachtes Ergebnis; der kunstsinnige Töpfer an der Theiß dagegen hat das, was er zum Ausdruck gebracht hat, gewollt und hat mit seinem Gedanken, die Hauptdekoration auf einen dekorierten Untergrund zu legen, außerordentliches geleistet und damit ein paar Jahrtausenden vorgegriffen.

Wer aber kann bei dem Anblicke derartiger Schöpfungen einer so frühen Zeit, wie wir sie in den Abb. 27 bis 42 vor uns sehen, noch von „dürren, langweiligen Mustern" reden?! Es ist ausgeschlossen, daß dem Verfasser der „Urgeschichte Europas" die über einen so großen Teil dieses Erdteiles verbreiteten Erscheinungen der gezeigten Art unbekannt geblieben sind; deshalb geben seine Worte lautes Zeugnis für die Befangenheit, mit der er die urgeschichtliche Entwicklung unserer Heimat betrachtet.

---

[1]) J. Hampel, Altertümer der Bronzezeit in Ungarn. II. Bd., Taf. CXLII.

Abb. 27.
Hängefäß aus Schweden.
(Montelius Sveriges Forntid. I, 95.)

Abb. 28.
Gefäß aus Dänemark.
(Madsen, Antiq. préh. de Danemark, Âge de la Pierre. XLIV.)

Abb. 29.
Gefäß aus Schleswig-Holstein.
(J. Mestorf, Vorgeschichtl. Altertümer, Taf XVII)

Abb. 30.
Kugelförmiges Gefäß aus Thüringen.
(H. Größler. Mansfelder Blätter XII. Taf. II.)

Abb. 31.
Kugelförmiges Gefäß aus Böhmen.
(J. L. Pič, Čechy predhistorické I. Taf. LV. II.)

Abb. 35.
Scherbe eine Gefäßes mit plastisch herausgearbeiteten Spiralen.
(Fr. Fiala, Die neolith. Station von Butmir, II. Teil. Taf. VIII.)

Abb. 33.
Krug aus dem Pfahlbau von Laibach.
(E. v. Sacken, wie bei Abb. 32.)

Abb. 34.
Krüglein aus dem Phalbau im Mondsee.
M. Much, Kupferzeit.

Abb. 32.
Amphora aus dem Phahlbau von Laibach.
(E. v. Sacken, Mitt. d. Zentr. Kommiss. f. Kunst- und hist. Denkmale. Jahrg. 1876.)

Abb. 36.
Krug aus dem Pfahlbau im Mondsee.
(M. Much, Kupferzeit.)

Abb. 40.
Krug aus dem Pfahlbau im Mondsee.
(M. Much, Kupferzeit)

Abb. 38.
Bemalte Amphora aus Rußland.

Abb. 39.
Bemalte Amphora aus Galizien.

(M. Hoernes, Neolith. Keramik, Jahrbuch der Zentr. Kommiss. f. Kunst- und hist. Denkmale. III.

Abb. 37. Krug aus Ungarn. (M. Wosinsky, Inkrustierte Keramik.)

Abb. 41.
Krug aus Halasz in Ungarn mit Spiralbändern auf dessiniertem Untergrund.)
(J. Hampel, Altertümer d. Bronzezeit in Ungarn, II.)

Abb 42.
Krug aus Halasz in Ungarn mit Spiralbändern auf dessiniertem Untergrund von der Henkelseite gesehen.)
(J. Hampel, Altertümer d. Bronzezeit in Ungarn, II.)

IV. Abschnitt.

Hauptsächliche Erscheinungen der Kupferzeit und der Bronzezeit.

Man sollte im Sinne der Vertreter des überwältigenden Einflusses der orientalischen Kultur glauben, daß das Auftreten des Metalles der gesamten schaffenden Betriebsamkeit der mitteleuropäischen Völker einen gewaltsamen Ruck gegeben habe; doch ist dem nicht so. Fortdauernd vollzieht sich die Entwicklung in unserem Weltteile aus den einfachsten Keimen mit langsamer, doch stetiger, nach allen Richtungen abzielender Vorwärtsbewegung. Wie bekannt, sind das Gold und das Kupfer die ersten Metalle, welche die Menschen kennen gelernt haben, aber nur das Kupfer konnte zu einer ausgiebigeren Verwendung gelangen und zuletzt Stein und Knochen als Material für Werkzeug, Waffen und Schmuck fast vollständig ersetzen.

Sophus Müller setzt den Anfang des Metallgebrauches bezw. des Gebrauches des Kupfers in Mitteleuropa in den Beginn des II. Jahrtausends v. Chr., im Nordwesten Europas in die Mitte dieses Jahrtausends.[1]) Es wären demnach 500 Jahre notwendig gewesen, um dem Kupfer von den Ländern am Mittellaufe der Donau den Weg in den Norden zu bahnen, wo es übrigens dann zugleich mit den ersten Bronzesachen eintraf. Allein es

---

[1]) S. Müller, Urgeschichte Europas, S. 44.

ist bei der fast unmittelbaren Nachbarschaft dieser Gebiete schon an und für sich unwahrscheinlich, daß es 500 Jahre gedauert habe, bis man im Norden etwas von dem neuen, damals gewiß höchst auffallenden Material, das die Wirksamkeit des bisherigen weit überbot, erfuhr. Sodann ist zu bemerken, daß die bronzenen Beile in Mitteleuropa doch eine geraume Zeit später auftraten als die kupfernen, daß sie also auch in viel rascherer Weise vorwärts gedrungen sein müßten, um die kupfernen unterwegs einzuholen, weshalb man sich fragt, was denn die Kupfersachen und nicht auch die Bronzesachen auf ihrem Wege aufgehalten hat. Dieses langsame Vorwärtsdringen des Kupfers ist um so weniger wahrscheinlich, als Sophus Müller (Urgeschichte Europas, S. 152) selbst sagt, daß „ein Handelsverkehr zwischen den Völkern bestand, der von dem modernen im Wesen nicht verschieden ist und schon zur Steinzeit angehoben hat“. „Er muß jedoch,“ so fährt er fort, „damals einen bedeutenden Aufschwung genommen haben, da ihm an vielen Orten die Aufgabe zufiel, das Metall aus fernen Ländern zuzuführen.“

Wenn aber das Metall erst 500 Jahre nach seinem Bekanntwerden an der mittleren Donau die Reise an die Gestade der Ostsee angetreten hat, dann läßt sich nicht erklären, warum zugleich mit den vollkommenen Bronzebeilen, die damals in den Alpenländern schon im Gebrauche waren, auch noch kupferne und überhaupt Beile von der ersten einfachen Form in den Norden gelangt sind — wie es tatsächlich geschehen ist —, da es ja nach diesen 500 Jahren in Mitteleuropa keine derartigen, in ihrer Form überwundenen und außer Gebrauch gesetzten, insbesondere keine kupfernen Beile mehr gegeben hat; man müßte denn annehmen, daß man sie, statt sie umzuschmelzen und dadurch den neuen gleichwertig zu machen, zum Bodenkram geworfen hat, um sie ein paar Jahrhunderte

später den Barbaren an der Ostsee anzuhängen. Es ist vielmehr dem natürlichen Gange entsprechender, insbesondere, wenn wir den von Sophus Müller behaupteten wirksamen Handel gelten lassen, daß auch an der Ostsee zuerst die Kupferbeile und nach ihnen die Bronzebeile, und zwar diese anfänglich noch in der Form der vorangegangenen einfachen Kupferbeile und danach allmählich in entwickelteren Formen, aufgetreten sind.

Es ist endlich die auffallende Erscheinung zu beachten, daß die Metallbeile im Oriente in ihrer Entwicklung zurückgeblieben und die alte Form des von dem enropäischen teilweise sogar abweichenden Flachbeiles[1]) noch lange festgehalten haben, wogegen man in Europa schon bei den kupfernen Flachbeilen eine merkwürdige Beweglichkeit und Unruhe in der Formgebung beobachten kann, welche es bezeugen, daß eine sehr regsame Tätigkeit sich mit ihnen beschäftigte. Aus ihr gingen schließlich zwei Formen von Bronzebeilen hervor: solche mit Schaftgraten oder Schaftlappen (Palstäbe) und mit Schafttülle (Kelte). Beide sind dem Südosten Europas und dem ferneren Oriente völlig fremd geblieben; in Ägypten werden sie durch die schon erwähnten Beile mit ausladendem Nacken[2]) und andere völlig abweichende Formen, von denen schon oben die Rede war, vertreten.[3]) Die Formen unserer europäischen Bronzebeile können also nicht aus dem Oriente, auch nicht aus Ägypten stammen.

Sieht man näher zu, so findet man, daß die Bronzebeile alle Stadien ihrer Vervollkommnung und zwar von

---

[1]) Man vergleiche H. Schliemann, Ilios, Abb. 806—809, 828, mit O. Montelius, Findet man in Schweden Überreste von einem Kupferalter? Archiv für Antropologie, Bd. XXIII Abb. 1—8; ders. Chronologie, Abb. 327, 328, 366, 389.

[2]) J. de Morgan, Recherches, I, Abb. 543—546, 849, 550.

[3]) J. de Morgan, Recherches, I, Abb. 547, 548, 551—555, 584, 585.

der allerersten und allereinfachsten, den Steinbeilen folgenden Form des Flachbeiles aus Kupfer bis zu ihrer vollendeten Erscheinung als fertige und endlich auch reich dekorierte Palstäbe und Bronzekelte auf europäischem Boden durchmachen. Dabei zeigt sich, daß mit der Entwicklung der Form eine in gleichem Schritte steigende Menge von Zinn in der Bronzelegierung verbunden ist, so zwar, daß die meisten einfachen Metallbeile, insbesondere diejenigen, die am Ausgange der Steinzeit erscheinen, aus reinem Kupfer bestehen, und daß der Zinngehalt der Legierung mit der zunehmenden Ausladung der Schneide und der Anschwellung der Schmalseiten bis zur Bildung der Grate und Lappen in gleichem Maße steigt.

Wie O. Montelius nachgewiesen hat, findet man auch in Schweden die Zeugnisse dieses Vorganges.[1]) Aus seinem Berichte ergibt sich aber auch noch, daß mit der Entwicklung der Form und mit der Bereicherung der Legierung an Zinn auch die Dekorierung der Bronzewaffen und des Schmuckes sich von der einfachsten Weise zu dem Schönsten und Edelsten erhebt, was jemals nicht nur nördlich der Alpen, sondern während der Bronzezeit in Europa überhaupt erreicht worden ist. Eine Dekorierung der Bronzewaffen aller Art mit Ausnahme jener der spätmykenischen Zeit, die aber hier nicht in Frage kommt, hat dagegen weder der Orient noch Griechenland, die Pforte der orientalischen Kultur, gekannt.

Ich möchte hier noch eine kurze Bemerkung anschließen. Obwohl auch ich die Kupferzeit nicht als eine von den anderen vorgeschichtlichen Kulturperioden scharf getrennte und in sich abgeschlossene Zeit erkläre und zugebe, daß neben dem ersten Kupfer noch lange der Stein Verwendung fand, und ehe er ganz außer Gebrauch kam,

---

[1]) O. Montelius, Findet man in Schweden Überreste von einem Kupferalter? Arch. f. Anthrop., Ethn. u. Urgesch. Bd. XXIII.

schon die erste Bronze sich einstellte, muß ich doch sagen, daß dem Kupfer eine höhere Bedeutung zukommt, als ihm zumeist zuerkannt wird. In den Augen der Einen beschränkt sich die Kupferzeit auf die Herstellung einiger Flachbeile, in denen der Anderen auf die weniger Schmucksächelchen; allein wenn wir die Sammlungen und literarischen Berichte überblicken, sind wir doch überrascht durch die von Jahr zu Jahr steigende Zahl der einzelnen Funde und noch mehr durch deren Mannigfaltigkeit. Schon die einfachen Beile gehen in mehrere Typen auseinander, wozu noch Beile mit quer gehendem Stielloch, Doppeläxte, Schmalmeißel, Hämmer, Dolche, in Spanien auch Schwerter, dann Messer, Schwertstäbe und Hammeräxte, Sicheln, Pfriemen, Fischhaken, Nähnadeln, Spiralscheiben als Ohrgehänge dienend, die schönen Doppelspiralscheiben von vollendeter Ausführung, Spiralröhren, Spiralarmbänder, Perlen, nebstbei auch getriebene Goldplatten kommen, eine Mannigfaltigkeit von Gegenständen, die fast genügt, den wirtschaftlichen Bedarf eines Volksstammes an Werkzeug und an Schmuck zu decken, die aber auch Zeugnis gibt von der mächtigen Anregung zu neuem Gestalten, die von dem Erscheinen des Kupfers ausgegangen ist. Ich vermag deshalb auch nicht, mich der von M. Hoernes ausgesprochenen Ansicht von der „Ohnmacht des Kupfers" anzuschließen, da von diesem Metall — ganz abgesehen von seiner Wirksamkeit in der Legierung mit Zinn — die Anregung zur weiteren Entwicklung der von der Steinzeit überlieferten Formen und zu so vielen ganz neuen Formen erfolgt ist; ja ich bin der Überzeugung, daß in jener primitiven Zeit kein anderes Metall, auch nicht das Eisen wegen der Schwierigkeit seiner Gewinnung und insbesondere seiner Bearbeitung eine gleiche Wirksamkeit hätte entfalten können. Es entspricht nicht nur einer naturgemäßen Voraussetzung, sondern stellt sich fast wie ein allgemeines Entwickungsgesetz dar, daß der Menschheit überall auf der Erde ge-

rade das Kupfer mit seiner leichten Erkennbarkeit im Erze, mit der leichten Art des Schmelzens und der Möglichkeit des Kalthämmerns zuerst sich anbieten mußte. Der Mensch mußte bei dem Kupfer sozusagen erst in die Schule gehen, ehe er das Eisen zu bewältigen und auszunützen vermochte.

Vergleicht man die mittel- und nordeuropäischen Kupferfunde mit den ägyptischen [1]), so findet man auch bei diesen Gegenständen wenig übereinstimmende Typen, insbesondere beschränkt sich das Verbreitungsgebiet der oben erwähnten Beile in der Gestalt einer halben Scheibe [2]) auf Ägypten und Vorderasien; kupferne Dolche mit kleinen Widerhaken an der Basis des Blattes [3]) finden wir nur unter den kyprischen Dolchen, nicht in Mittel- und Nordeuropa oder in Spanien.

Eine eigenartig entwickelte, in Ägypten nicht vorkommende Erscheinung sind dagegen die nicht seltenen Doppeläxte, die insbesondere in Mitteleuropa verbreitet und hier wieder in verschiedene Abarten auseinander gegangen waren. Man kann zwei Gruppen dieser Äxte unterscheiden, eine südöstliche, die sich von Böhmen und Mähren gegen Südost zu vorzüglich in den Ländern an der mittleren und untern Donau ausbreitet, und eine nordwestliche im nordwestlichen Teile von Deutschland. Zur ersten Gruppe gehören in der Hauptsache Doppeläxte mit gleichsinnig laufenden Schneiden, sodann sog. Kreuzhauen (Abb. 43) mit über Kreuz gestellten Schneiden und Hammeräxte (Abb. 44) mit einer Schneide einerseits und einem hammerartigen Nacken anderseits. Alle haben ein zur Aufnahme des Stiles geeignetes Schaftloch, viele zeigen Spuren des Gebrauches. Die meisten dürften aus reinem Kupfer bestehen, doch enthalten einige

---

[1]) J. de Morgan, Recherches, II, Abb. 830–840.
[2]) J. de Morgan, Recherches, II, Abb. 830—840.
[3]) J. de Morgan, Recherches, II, Abb. 834.

Abb. 43.
Kupferne Kreuzhaue aus Pletsch, Mähren.

Abb. 44.
Kupferne Hammeraxt aus Rossitz, Mähren.

Abb. 45.
Kupferne Doppelaxt aus Petersberg bei Halle.

von ihnen auch einen geringen Zuschlag von Zinn,[1]) was dagegen spricht, daß es sich bei diesen Beilen, wie man z. T. annahm, um recht junge, in diese eigenartige Form gebrachte Kupferbarren handle. Auch das Vorkommen einzelner Stücke in Gesellschaft steinzeitlicher Reste bezeugt ihr hohes Alter.[2]) Die andere – nordwestliche — Gruppe besteht aus Äxten von gleicher Grundform mit übermäßiger, für einen tatsächlichen Gebrauch kaum geeigneten Länge, gegen den aber hauptsächlich das Loch spricht, das für die Aufnahme eines Stieles viel zu klein, zuweilen sogar unregelmäßig ist; sie haben ausschließlich gleichsinnig gestellte Schneiden (Abb. 45).

Wegen der Untauglichkeit zum Gebrauche wurden auch die Doppeläxte dieses Typus von den einen für Rohbarren erklärt, wogegen andere Votivgaben in ihnen zu erkennen glaubten. Man machte dafür geltend, daß auch im Oriente zahlreiche Doppeläxte, und zwar einesteils solche, die gleiche Formen haben wie die Kupferäxte der südöstlichen Typengruppe und wie diese für den wirklichen Gebrauch eingerichtet waren, andernteils in Formen wie der nordwestliche Typus Europas in Griechenland zu tausenden in verkleinerter Gestalt aus Bronze und Ton vorkommen, die nachweisbar als Votivgaben verwendet wurden, wozu noch kommt, daß ihre Beziehung zum griechischen Mythus vielfach nachgewiesen werden

[1]) Ein Hammerbeil aus Ungarn enthält nach der Analyse des Hüttenchemikers Hautz in Bischofshofen 98,9 % Kupfer, ein Doppelbeil mit über Kreuz gestellten Schneiden 99,1 % Kupfer und neben 0,35 % Eisen nur natürliche Gemengteile; ein Doppelbeil aus Siniaia in Rumänien nach der Analyse von Dr. Koehler s. Z. in Gröningen 96,42 % Kupfer und 3,31 % Zinn. Ein Hammerbeil aus dem Depotfunde von Libčany-Roudnice in Böhmen enthält nach der Analyse von Prof. Linke-Wien 99,29 % Kupfer, und 0,38 % Zinn, ein anderes von ebenda 99,47 % Kupfer, 0,10 % Blei, 0,11 % Zink, kein Zinn, beide noch Spuren von Eisen.

[2]) Fr. von Pulszky, Die Kupferzeit in Ungarn, S. 35.

kann.[1]) Lissauer im besonderen kommt zu dem Ergebnis, daß am Beginn der Metallzeit die ersten Kupferbarren in Gestalt von Doppeläxten aus Kypern nach Westeuropa gebracht worden sind.

Es ist nun zweifellos richtig, daß unsere Doppeläxte insgesamt Erscheinungen der ältesten Metallzeit sind, also noch dem III. vorchristlichen Jahrtausend angehören,[2]) aber eben deshalb lassen sie sich mit den griechischen Funden nicht in zutreffenden Vergleich bringen, weil diese der Mykenäperiode, also einer um 1000 Jahre jüngeren Zeit angehören. Doppeläxste mit gleichsinnigen Schneiden fanden sich in Mykenä selbst[3]) und in der VI. Schichte von Troja,[4]) Doppeläxte mit über Kreuz gestellten Schneiden gar erst in der VII. Schichte.[5]) Man darf daraus schließen, daß auch die anderweitigen Funde dieser Art einer spätern Zeit angehören, wie z. B. eine Doppelaxt aus Kypern, deren reiche, aus ägyptischen Motiven bestehende Dekoration eine junge Zeit bekundet. Das gleiche gilt von den italischen Doppelbeilen aus Bronze.

Hiermit stimmt die chemische Analyse, der zufolge die griechischen Doppeläxte wegen ihres hohen Zinngehaltes der voll entwickelten Bronzezeit angehören.[6])

---

[1]) M. Much, Kupferzeit, S. 80 u. f. L. Lissauer, Die Doppeläxte der Kupferzeit. Zeitschr. f. Ethnol. Jahrg. XXXVII, S. 517 u. f.

[2]) Von der nordwestlichen Typengruppe der Doppeläxte haben sich jene von Börssum, Pyrmont und Lüscherz als zinnfreies Kupfer erwiesen; bei anderen läßt sich gleiches auf Grund der Farbe vermuten.

[3]) H. Schliemann, Mykenä, S. 126, Abb. 173.

[4]) H. Schliemann, Ilios, S. 676, Abb. 1429, 1430, wozu noch zu vergleichen ist A. Götze in W. Dörpfeld, Troja und Ilion, S. 394, Abb. 377.

[5]) H. Schliemann, Ilios S. 565, Abb. 958; zu vergleichen A. Götze a. a. O. S. 484, Abb. 401, 402.

[6]) Nach der von Dr. Rathgen und H. Schulz vorgenommenen Analyse enthält die Hammeraxt 87,81 % Kupfer, 10,90 % Zinn, 0,77 % Blei, 0,29 % Eisen, 0,13 % Kobalt und Nickel, die Kreuz-

Hierbei ist endlich zu beachten, daß für die Verbindung der nordwesteuropäischen Doppelbeile mit den griechischen alle Zwischenglieder fehlen. Obgleich auch ich einen Zusammenhang zwischen den Doppelbeilen der südöstlichen Gruppe und den griechisch-troischen anerkenne, der aber wie die Spiraldekoration seinen Ausgangspunkt nicht im Oriente, sondern eben im Gebiete der südöstlichen Gruppe, wahrscheinlich im Bereich der Kupfererzlager Siebenbürgens hat, fehlen die Zwischenglieder eines Zusammenhanges mit der nordwestlichen Gruppe ganz und gar. Wenn die nordwestdeutschen Doppeläxte wirklich kyprische Kupferbarren wären, bliebe es unerklärbar, weshalb nicht auch auf Kypern selbst oder doch auf dem Wege in das nordwestliche Europa ein und das andere Stück dieser Art zurückgeblieben ist. Besonders auffällig ist dieses Fehlen an der mittleren und unteren Donau, wo doch viele anderweitige Funde von Kupfersachen einen großen Bedarf an Rohkupfer voraussetzen.

Bei der großen Bedeutung dieses Gegenstandes für die weiteren Schlußfolgerungen möchte ich noch kurz bei ihnen verweilen. Die Verbreitungsbezirke der beiden Gruppen der Doppelaxttypen bilden zwei zwar aneinander grenzende, aber gegenseitig streng abgeschlossene Gebiete, so daß kein Stück dieser Typen in das Gebiet des andern eingedrungen ist. Diese Tatsache allein bezeugt, daß die Doppeläxte Nordwestdeutschlands nicht durch den Handel vom Osten her verbreitet worden sind.

Ziehen wir die Dinge selbst in Betracht, so bemerken wir vor allem, daß von den bis jetzt bekannten Stücken der nordwestlichen Typengruppe nicht weniger als vier, das ist der vierte Teil derselben ornamentiert sind. Das ist eine im hohen Maße auffallende Erscheinung, da wir auf den Kupfergegenständen des Festlandes von Europa

---

haue 85,17 % Kupfer, 12,92 % Zinn, 1,08 % Blei, 0,33 % Eisen nebst Spuren von Kobalt, Nickel und Arsen.

mit sehr wenigen Ausnahmen [1]) eine Dekoration vermissen. Dagegen finden wir sie sehr oft auf den einfachsten Flachbeilen Großbritanniens und Irlands, den Erstlingen der Kupferzeit, und zwar in vollständig gleicher Ausführung.[2]) Es ist das sog. Sparren-Ornament (dessin à chevrons), das sich am deutlichsten neben einander gelegten Fichtenzweigen vergleichen läßt, und dem wir auch in der steinzeitlichen keramischen Dekoration des Nordens begegnen. Die Ausführung dieser Zierweise auf unseren Doppeläxten und auf den, ebenso wie diese an der Schneide stark ausladenden britisch-irischen Flachbeilen ist so groß, daß man sie als völlig gleichartig bezeichnen kann.

Dazu kommt schließlich, daß auch Großbritannien und Irland ihre Doppelbeile haben, und sind die unsrigen zum Gebrauch ungeeignet, weil das Stielloch mangelhaft ist, so trifft das bei den britisch-irischen noch mehr zu, denn sie haben gar kein Stielloch.[3])

Die Doppelbeile des nordwestlichen Typus sind also hier gemacht worden, sie gehören einem eigenen, vom Oriente ganz und gar unabhängigen Gebiete der ersten metallkundigen Betriebsamkeit an, das außer dem Nordwesten von Deutschland auch den Westen von Frankreich, Dänemark und insbesondere auch Großbritannien und Irland umfaßt, und so dürfen wir annehmen, daß die europäischen Doppeläxte die älteren und aus der Tätigkeit der vorgeschichtlichen Bevölkerung Europas hervorgegangen sind. Daß man ihr eine solche zutrauen darf, bezeugen die zahlreichen Hammeräxte und im besonderen die Doppeläxte aus Stein (Abb. 47), die wir in allen nordischen Museen antreffen. Wie das ein-

---

[1]) O. Montelius, Findet man in Schweden Überreste von einem Kupferaltar, Abb. 12, Archiv f. Anthrop. XXIII.

[2]) J. Evans, L'âge du bronze. Abb. 3, 4, 21, 31, 34.

[3]) J. Evans, L'âge du bronze. S. 74. Abb. 47. Evans berichtet zugleich, daß eine gleichartige Doppelaxt auch in Dänemark gefunden wurde (J. J. Worsaae, Nord. Oldsager, No. 176).

fache kupferne Flachbeil sich aus dem einfachen Steinbeil von selbst ergab, so war auch vom Doppelbeil aus Stein zum Doppelbeil aus Metall nur ein Schritt, der gewiß nicht schwieriger war als der zur Herstellung von Schwertstäben mit ihrem Schafte aus einem Stück, für die wir ja auch im Oriente kein Vorbild] finden.

Man wird mir freilich wieder entgegenhalten, daß umgekehrt das Doppelbeil aus Stein eine schlechte Nachahmung des Doppelbeiles aus Kupfer sei, weil angeblich

1/3

Abb. 46.
Steinbeil aus Wisconsin

1/3

Abb. 49.
Schmuckstück aus braunem Jaspis, Nordamerika.

1/3

Abb 47.
Steinbeil aus Posen.

1/2

Abb. 48.
Bernsteinschmuck aus Dänemark.

geschwungene Formen der Natur des Steins widerstreben, daher keine ursprünglichen sein können. Aus diesem Grunde hat man z. B. auch nordischen Bernsteinschmuck in Gestalt einer Doppelaxt (Abb. 48) als Nachbildung von bronzenen Doppeläxten erklärt. Daß dem nicht so sein müsse, zeigt wieder ein Blick auf derlei Gerät aus Nordamerika, eine Doppelaxt aus Stein (Abb. 46) und ein Schmuckstück aus braunem Jaspis in Gestalt einer Doppelaxt (Abb. 49), für welche dort gewiß keine derartigen

metallenen Vorbilder vorgelegen haben.[1]) Man vergleiche übrigens auch andere verwandte Erscheinungen an der in der Note genannten Stelle sowie die Abb. 15, 17, 19 dieses Buches.

Ähnlich verhält es sich mit den Sicheln, die ebenfalls schon in der Kupferzeit und im Beginn der Bronzezeit in mannigfaltigen Formen und zuweilen in geradezu erstaunlicher Zahl im Mittel- und Nordeuropa auftreten,[2]) was — nebenbei bemerkt — auf einen damals schon in ausgedehnter Weise betriebenen Ackerbau und damit auf eine verhältnismäßig hohe Kultur zu schließen gestattet. Dieser Reichtum an Sicheln, deren Mannigfaltigkeit und der Umstand, daß sie schon in der Kupferzeit erscheinen,[3]) bezeugen, daß sie sehr früh und in umfassender Weise Gegenstand der Aufmerksamkeit und Tätigkeit gewesen sind.

O. Montelius macht zugleich mit H. Schmidt darauf aufmerksam, daß eine der auffälligsten Sichelformen aus Ungarn in der Gestalt eines verkehrten lat. S[4]) auch im mittleren und südlichen Rußland und im Kaukasus vorkommt[5]) und nach W. Przybyslawski[6]) er-

---

[1]) Charles Rau, Archaeol. Collection. Abb. 88, 89.

[2]) L. Lindenschmit, Altertümer uns. heid. Vorzeit. Bd. I, Heft XII, Taf. 2; J. Hampel, Altertümer d. Bronzezeit in Ungarn. I. Bd., Taf. XIV, XV; J. Evans, L'age du bronze. Kap VIII, S. 209 u. f. Abb. 232—238; G. et A. de Mortillet. Musée préh. Taf. LXXVIII; u. and.; in umfassender Weise behandelt die Sicheln Hubert Schmidt, Der Bronzefund von Oberthau. Zeitsch. f. Ethnologie, 1904, XXXV, S. 416 u. f.

[3]) Fr. v. Pulszky, Die Kupferzeit in Ungarn, S. 84, Abb. 3. Drei in meiner Sammlung befindliche, dem H. Schmidt'schen Typus der Flachsicheln angehörige Sicheln aus Ungarn spreche ich ebenfalls als unvermischtes Kupfer an; die vom Hüttenchemiker Hautz in Bischofshofen vorgenommene Analyse einer derselben ergab 98,90 % Kupfer, 0,35 % Eisen und 0,18 % Schwefel, kein Zinn.

[4]) Fr. v. Pulszky, Die Kupferzeit in Ungarn. S. 84, Abb. 2.

[5]) O. Montelius, Chronologie, S. 213, Abb. 513, 514.

[6]) W. Przybyslawski, Repertorium Zabytków Przedhist. Taf. II.

scheint sie auch in Galizien zahlreich. Die ungarischen Stücke dieser Form sollen nach Fr. von Pulszki aus ungemischtem Kupfer, andere mögen aus Bronze bestehen; sie dürften also ebenfalls der frühen Metallzeit angehören. Man kann ihren nordasiatischen Ursprung, etwa von den Gebieten am Ural oder Altai zugeben, ohne damit auch einen tieferen Einfluß von dorther zugestehen zu müssen. Jedenfalls bezeichnen die galizischen und ungarischen Stücke dieser Art den weitesten Umkreis ihrer Verbreitung von dorther.

Dagegen hat Hub. Schmidt nachgewiesen, daß sich das Verbreitungsgebiet der übrigen drei in Europa vorkommenden Sicheltypen[1]) (Sicheln mit langem, schräg oder vertikal ablaufenden Griffende, Sicheln mit kurzem Griffende (Knopfsicheln) und Sicheln mit angegossener Schafttülle) ausschließlich auf diesen Weltteil beschränken, so daß auch dieser Forscher deren hohes Alter und deren selbständige Formentwicklung zuzugeben sich veranlaßt sieht, und sein Urteil darüber in nachstehende Worte zusammenfaßt: „So läßt sich aus unscheinbaren Steinen ein Mosaik zusammensetzen, das uns einen Blick in die vorchristliche europäische Kulturgeschichte eines Zeitraumes von mehr als 1000 Jahren (ca. 1500—500 vor Christi Geburt) gewährt. Wir sehen, wie auch ohne die sonst so maßgebenden Einflüsse des klassischen Kulturbodens in Mittel- und Nordeuropa eine reiche Entwicklung sich abspielt und ihre Spuren sogar an den Küsten des jonischen Meeres zurückläßt.“ [2])

Ich habe diesen Worten des ebenso kenntnisreichen als vorsichtigen Forschers nur die Frage beizufügen: Wer kann nach der Feststellung dieser Tatsachen noch glauben, daß eine derartige gewiß erfolgreiche Tätigkeit der bronzezeitlichen Bevölkerung Europas sich auf die Aus-

---

[1]) H. Schmidt, Der Bronzesichelfund von Oberthau. Zeitschr. f. Ethnologie. XXXVI, S. 419.

[2]) H. Schmidt, a. a. O. S. 452.

gestaltung der Sichelformen beschränkt und nicht auch über das ganze Gebiet der metallurgischen Betriebsamkeit erstreckt habe?

Noch deutlicher tritt die Gestaltungslust und Gestaltungskraft der prähistorischen Bewohner, u. z. in diesem Falle des gesamten westlichen Europas bei den sogenannten Schwertstäben hervor. Ihr Beginn liegt wahrscheinlich in Spanien, wo man während der dort stark ausgeprägten Kupferzeit sichtlich zuerst angefangen hat, einen größern Dolch rechtwinklich in einen hölzernen Stab einzufügen, um ihn als Hiebwaffe zu benützen.[1]) Offenbar von dort, wo sie stets in derselben Form erscheinen, gelangten sie sodann mit den iberischen Stämmen, die aus Spanien nach Britannien auswanderten oder durch den hieraus hervorgegangenen oder anderweitigen Verkehr zunächst in dieses Land und nach Irland, wo sie in verschiedene Formen auseinander gingen,[2]) um sich endlich über das ganze nordwestliche Deutschland bis nach Skandinavien hinein zu verbreiten.[3]) Hier erfuhren sie eine lebhafte Weiterentwicklung, durch die sie zum Teil in abenteuerliche Formen ausarteten, zum größern Teil aber zu stattlichen, in fein geschwungenen Umrissen gehaltenen Prunk- und Votivwaffen ausgestaltet wurden.[4]) Gleichzeitig wurde der hölzerne Stab, der anfänglich — in Spanien und Britannien — allein zur Verwendung kam, durch einen

---

[1]) Henri et Louis Siret, Les premiers âges du métal dans le Sud-est de l'Espagne.

[2]) J. Evans, L'âge du bronze. Abb. 331—337.

[3]) Aus Italien und Frankreich sind mir Schwertstäbe nicht bekannt worden; dagegen kommen dort an Monte Bego im Val di Fontanalba in den Seealpen nahe der Küste Felszeichnungen vor, die zweifellos Schwertstäbe darstellen und die ebenso zweifellos zur berberischen Bevölkerung Spaniens, bezw. zu ihren Seefahrten in Beziehung gebracht werden müssen. Lissauer, Die Felsbilder am Monte Bego. Zeitschr. f. Ethnol. 1898, S. (241)

[4]) M. Much, Die Kupferzeit in Europa, S. 104 und S. 127. L. Lindenschmit, Altertümer uns. heid. Vorzeit, III. Bd. Heft VI.

metallenen ersetzt, der oft mit der Klinge in einem Stücke gegossen wurde. (Abb. 50). Diese Entwicklung vollzog

Abb. 50. Schwertstab (Königsstab? Göttersymbol?)

sich seit dem ersten Beginn der Metallzeit, wie uns das ungemischte Kupfer, aus dem die Schwertstäbe in Spanien und z. T. noch in Großbritannien und Irland hergestellt wurden,[1]) sowie das Kupferbeil und die Steinwerkzeuge belehren, die in ihrer Gesellschaft selbst noch in Deutschland gefunden worden sind.[2])

Aus allem ergibt sich, daß wir in den Schwertstäben eine eigenartige Waffe vor uns haben, die ausschließlich dem Westen und Nordwesten Europas angehört. Die schwungvolle Form, der für jene frühe Zeit schwierige Metallguß bezeugen die feine Empfindung für schöne Formen und das technische Geschick ihrer Verfertiger; sind sie Prunk- oder, wie Lindenschmit will, Votivgegenstände gewesen, dann ermöglichen sie auch einen Blick in die sozialen oder kulturellen Zustände. Also an diesen Zeugnissen der Kultur des nördlichen Europas hat der Orient keinen Anteil; man vergesse aber dabei nicht, daß solche Dinge im Leben und im Haushalte eines Volkes nicht allein stehen können, daß sie vielmehr nur ein Teil eines großen, mit ihnen übereinstimmenden Ganzen sind.

Eine den Schwertstäben verwandte Erscheinung bilden die Hammeräxte aus Kupfer oder Bronze, deren bis jetzt sieben bekannt sind. Sie entsprechen in ihrer Form den durchlochten facettierten Hammeräxten aus Stein, die im nordwestlichen Deutschland zahlreich vorkommen, aber auch weiter im Norden und im Süden bis an die Alpen hin nicht fehlen. Ihr Schaftloch setzt sich auf einer oder auch auf beiden Seiten in eine Schafttülle fort, was auch bei den verwandten Hammeräxten aus Stein manchmal zutrifft.[3]) Hoernes zählt deren

---

[1]) J. Evans, L'âge du bronze, S. 286, 290. W. R. Wilde, A descriptive catalogue, S. 489.

[2]) Man vergl. O. Montelius, Om tidbestämning inom bronzeåalderen.

[3]) S. Müller, Ordning, Stenalderen. Taf. VII, Abb. 109, 114.

sechs auf, die in Luschitz (Mähren), Mainz und Eschollbrucken (Rheinland), Dahlem (Hannover), Lieli (Aargau) und Kersoufflet (Morbihan in der Bretagne) gefunden wurden,[1]) wozu noch eine kupferne Hammeraxt aus Schonen kommt.[2]) Wie bei den Schwertstäben wurde auch bei zweien von diesen merkwürdigen Waffen, u. z. bei jenen aus Luschitz und Kersoufflet der Schaft aus Metall hergestellt und Axt und Schaft in einem Stücke gegossen. Hierher gehört auch ein in der Daraufsicht rautenförmiger Doppelhammer aus Langensalza (Hannover), der wie diese letzteren Stücke und eine Anzahl der Schwertstäbe statt des hölzernen einen Schaft aus Bronze besitzt. Wir werden kaum fehl gehen, wenn wir Hammeräxte und Schwertstäbe als Königsstäbe oder etwa auch Götterzeichen erklären.

Sind gleich nur so wenige Stücke dieser Hammeräxte bekannt, so läßt ihre weite Verbreitung doch mit Sicherheit schließen, daß sie in nicht geringer Zahl vorhanden gewesen sein müssen, weil nur die allerwenigsten Gegenstände aus Kupfer, aus dem die Mehrzahl der vorhandenen Fundstücke und somit wahrscheinlich auch die Mehrzahl der überhaupt im Gebrauche gewesenen Hammeräxte hergestellt ist, dem Umschmelzen entgehen konnten. Von großer Bedeutung ist hierbei die Tatsache, daß ihr Vorbereitungsgebiet in das der nordwesteuropäischen Schwertstäbe fällt, daß also die Schwertstäbe und die hier in Rede stehenden Hammeräxte, da sie auch derselben Zeit angehören, in den Händen derselben Träger sich befunden haben. Außerhalb ihres Gebietes, so namentlich in Italien und im Südosten Europas, selbstverständlich dann weiter im Oriente fehlt jede Spur von ihnen. Ob

---

[1]) M. Hoernes, Die neolithische Keramik in Österreich, Jahrb. d. Zentr. Kama. f. Kunst- u. hist. Denkm. III. Bd., S. 102.

[2]) O. Montelius, Findet man in Schweden Reste von einem Kupferalter? Archiv für Anthropologie, Ethnographie und Urgeschichte, Bd XXIII.

nun die Hammeräxte aus Kupfer und Bronze ein natürliches Entwicklungsergebnis aus den zahlreichen Waffen dieser Art und Form aus Stein, [1]) oder umgekehrt, diese bloß Nachbildungen der metallenen gewesen sind, in jedem Falle werden wir bei der Nachforschung nach ihrer Herstellung und ihrem Ursprung gleichwie bei den Schwertstäben in den Nordwesten unseres Erdteiles geführt und wenn wir ihr so frühes Erscheinen berücksichtigen, so werden wir zugestehen müssen, daß sie und insbesondere die aus einem Stücke bestehenden für das technische Können und das bildnerische Vermögen ihrer Verfertiger ein ebenso wertvolles Zeugnis abgeben, wie so manche uns vorgehaltene Gegenstände orientalischer Herkunft.

In hohem Masse muss die grosse Zahl und Mannigfaltigkeit der Bronzeschwerter in fast allen Teilen Europas unsere Aufmerksamkeit erregen. Es ist noch nicht lange her, dass R. Virchow seine Verwunderung darüber aussprechen konnte, dass bis dahin aus dem Oriente kein Bronzeschwert bekannt geworden sei. Inzwischen sollen sie auch dort an den Tag gekommen sein, aber im Verhältnis zu Europa gewiss nur in verschwindender Zahl.

Soweit wir bis jetzt zurückblicken können, lassen

---

[1]) Für das Vorangehen der Hammeräxte aus Stein spräche die Tatsache, daß im jüngeren Abschnitte der neolitischen Zeit Böhmens in Gesellschaft leitender Gefäßformen und ihrer Dekoration die Steinwerkzeuge künstlichere Formen erhalten, und daß jetzt schon facettierte und geschweifte durchbohrte Hämmer aus verschiedenen Gesteinsarten auftreten, die allerdings unwillkührlich an metallene erinnern, daß aber in Gesellschaft dieser Steinhämmer vorerst doch nur kleine Schmucksächelchen aus Kupfer erscheinen (W. Buchtela, Nordböhmen bis zur Zeit um Christi Geburt, Vestnik Slovanskych starežitnosti. III, S. 21), wie das ja auch an anderen Orten z. B. in Lengyel und in der Umgebung von Kronstadt in Siebenbürgen der Fall ist.

sich die ältesten Schwerter in Spanien[1]) und auf Kypern[2]) feststellen. Man darf diese Funde als die Erstlinge ihrer Art ansprechen, weil sie noch nicht aus Bronze, sondern aus Kupfer bestehen und noch nicht die vollkommene Schilfblattform der späteren Bronzeschwerter besitzen, sondern sich vom Griff an allmählich zur Spitze und erst nahe an dieser rascher verjüngen. Beachtenswert ist der Umstand, dass diese Schwerter sich der Form der in beiden Fundgebieten verschiedenen landesüblichen Form der Dolche anschliessen: Die kyprischen Schwerter haben wie die dortigen Dolche Griffangel und Mittelrippe, welche den Schwertern und Dolchen Spaniens fehlen, deren Griff mittels Nieten unmittelbar an das oben etwas ausladende glatte Blatt befestigt wurde. Diese Tatsachen deuten darauf hin, dass in beiden Gebieten die Schwerter nichts anderes waren und nicht anders gebraucht wurden als verlängerte Dolche, und dass sie sich in jedem selbständig aus diesen entwickelt haben.

Dargestellt finden wir das Bronzeschwert oftmals auf griechischen Bildwerken; dagegen erinnere ich mich nicht, es auf ägyptischen oder babylonisch-assyrischen Bildwerken jemals in der Hand eines Königs oder eines Heros gesehen zu haben, die auf dem Throne nur die Herrscherabzeichen — Geisel, Hirtenstab oder Szepter — tragen, im Kriege und auf der Jagd ausschliesslich mit der Streitaxt oder mit Pfeil und Bogen ausgerüstet sind. Unter dem Eindruck dieser Bildwerke liegt das Bronzeschwert in der Hand eines orientalischen Königs ganz ausserhalb unseres Vorstellungskreises.

Schwerter führen dagegen die Schardana-Krieger, aus denen Ramses II. seine Leibgarde entnahm, und die

---

[1]) H. et L. Siret. Les prémiers ages du métal dans le Sud-Est de l'Espagne. Taf. V. Abb. 7; eingehender behandelt in seinem großen Werke unter demselben Titel, Anvers 1887.

[2]) Ohnefalsch-Richter in The Owl. Taf. II, Abb. 1, a, b und 6 a, b.

Pursta.[1]) Aber die Schardanakrieger sind Leute „aus weiter Ferne über See gekommen, grosse, kräftige Männer von ganz unägyptischem Typus und mit fremdartiger Bewaffnung, einem runden Schild, langem spitzen Schlachtschwert und einem eigenartigen, mit Halbmond und einer Kugel verzierten Helm.“ [2]) Wenn die Schardana auch nicht von der Insel Sardinien stammen sollten, an die ihr Name anklingt, so erscheinen sie doch als ein kriegerisches Naturvolk, das an irgend einem fernen Gestade des Mittelmeeres, aber jedenfalls nicht in Kleinasien zu Hause war.[3])

Die Pursta sehen wir auf einem Bildwerke in Medinet Habu, wo sie von den eben genannten, in ägyptischem Kriegsdienste stehenden Schardana bekämpft werden.[4]) Sie führen dieselben Waffen wie diese, Speer, runden Schild und Schwert, sind aber mit einer eigenartigen Kopfbedeckung versehen. Auch sie „haben einen durchaus weder ägyptischen noch semitischen Typus“.[5]) Ähnlich gekleidete Gestalten, z. B. ein dem Bild der Pursta entsprechender Krieger unter den Truppen des Chetakönigs zur Zeit Ramses II. dürften Ed. Meyer veranlasst haben, hierbei an die Philister zu denken, wozu ich nur nebenbei bemerke, daß man die Philister auf anderer Seite für Indogermanen hält. Beachtenswert ist es aber, dass die Pursta, nachdem sie im Felde geschlagen sind, im lebhaften Kampfe, wie späterhin die Kimbern noch ihre von Ochsen gezogene Wagenburg verteidigen. Die letzten Krieger finden hier ihren Tod, ihre sich gleichfalls wehrenden Weiber und die Kinder werden herausgerissen und in die Gefangenschaft geschleppt. Die Pursta hatten

---

[1]) Ed. Meyer, Geschichte des alten Ägyptens, Abb. S. 287 und 314.

[2]) Ed. Meyer, a. a. O. S. 286.

[3]) Ed. Meyer, a. a. O., S. 312, 313.

[4]) Ed. Meyer, a. a. O. Abb. S. 315.

[5]) Ed. Meyer, a. a. O. S. 312.

sich mit anderen Völkerschaften, unter denen wir noch die Danauna = Danaer erkennen, nach Art der indogermanischen Stämme, von denen ja schon vorher eine große Zahl bis Persien und Indien vorgedrungen war, und denen späterhin Kimmerier und Skythen im VII., Gallier im IV. Jahrhundert vor Christi gefolgt waren, zu gemeinsamen Angriffen gegen Ägypten vereinigt, die erst von Ramses III. dauernd zurückgeschlagen wurden.

Ungefähr derselben Zeit mögen die bildlichen Darstellungen auf den Silberschalen von Kurion und Idalion auf Kypern angehören.[1]) Sie zeigen ein buntes Gemisch von Vorgängen im ägyptischen und babylonisch-assyrischen Mythus, denen wir anderwärts in Einzeldarstellungen oftmals begegnen. Hier erscheinen Götter, Könige und Heroen im Kampfe mit allerlei Fabeltieren, nun aber zum Teil ausgerüstet mit dem vollkommen schilfblattförmigen Bronzeschwerte. In dieser Zeit war Kypern, wenn es vielleicht nicht ganz hellenisiert war, so doch von einer namhaften Menge von Griechen bewohnt und ob nun griechische oder fremde Künstler diese bildlichen Darstellungen geschaffen haben, so ist es naheliegend, dass sie den Göttern und Heroen das Bronzeschwert in die Hand gegeben haben, das die Griechen sicher damals schon als eine wirksame Waffe zu führen gewohnt waren.

Eine volle Bekräftigung findet diese Schlussfolgerung dadurch, dass die Hauptszene auf der Schale von Kurion, die Gottheit El (Kronos) einen Löwen tötend, auf einem Riesenbildwerke in Persepolis wiederkehrt, welches den persischen König darstellt, der eben sein Schwert bis an den Griff in den Leib des, mit den Merkmalen des Löwen und des Stieres ausgerüsteten ahrimanischen Tieres gestossen hat.[2]) Wir sehen hier das Schwert in der Hand

---

[1]) Richard Pietschmann, Geschichte der Phönizier. Abb. 175 und 187.

[2]) Ferd. Justi, Geschichte des alten Persiens. Abb. 107.

eines Persers, also eines Indogermanen im Gegensatze zu den orientalischen und ägyptischen Königen, die niemals ein Schwert führen. Überblicken wir die Gesamtheit unserer Nachrichten, so finden wir Bronzeschwerter überhaupt nicht unter den Waffen orientalischer, sondern südeuropäischer, zum großen Teil gewiß indogermanischer Völkerschaften. Das stimmt schließlich mit der feststehenden Tatsache, daß auch alle anderweitigen Waffen und Werkzeuge aus Bronze im Oriente eine geringere Entwicklung erfahren haben — man vergleiche nur einmal offen und ehrlich deren gesamten Bestand gegen den europäischen — vollkommen überein. Wenn wir nun Bronzeschwerter im Oriente finden, so sind sie durch sieghafte indogermanische Völkerschaften dorthin gebracht worden. Waffen, insbesondere so wirksame, wie es das Bronzeschwert im Nahkampfe gegen andere Waffen seinerzeit gewesen, folgen in ihrer Verbreitung am raschesten sieghaften Kriegsheeren: wir haben aber wohl gehört, daß arische Völker schon vor der Mitte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends sieghaft in Asien eingezogen sind, niemals aber, daß einer der vorderasiatischen Kulturstaaten oder Ägypten ein sieghaftes Heer in das Innere von Europa zu senden vermocht hat.

Ähnlich wie mit dem Bronzeschwerte verhält es sich mit der Fibula. Kein anderer Gegenstand hat eine so mannigfaltige Ausgestaltung seiner Form, eine so zahlreiche Herstellung und eine so weite Verbreitung gefunden wie dieses, in seinen Anfängen so einfache, in seinem wirklichen Nutzeffekte zurückstehende Werkstück der vorgeschichtlichen Metallzeitalter. Und doch ist auch inbezug auf sie noch vor wenigen Jahren tatsächlich die Frage gestellt worden: Ja, hat man denn eine Fibula, der wir in Europa mehr als jedem andern Fundstück auf Schritt und Tritt begegnen, auch schon im Oriente gefunden? In ihrem ersten Zustande ist sie nichts anderes, als ein

einfacher dünner Bronzedraht, dessen eines — zugespitztes — Ende zurückgebogen ist und sich in das andere, zu einem Häckchen gekrümmte Ende einlegen läßt. In dieser Form, die an Einfachheit und Ursprünglichkeit der Gestaltung nicht überboten werden kann, treffen wir sie in den Pfahlbauten der Schweiz, so z. B. in jenen von Corcelettes und von Auvernier,[1]) dann im Pfahlbau von Peschiera im Gardasee.[2]) Die Grundform dieser Fibel hat sich ohne wesentliche Änderung lange Zeit erhalten und weit verbreitet. Wir finden sie auch in Griechenland, hier aber schon auf einer höheren Entwicklungsstufe und in einem späteren Abschnitt der Mykenäzeit.[3]) In den unteren Schichten von Troja fehlt sie ganz, in den jüngeren erscheint sie höchst selten.[4]) Da wir sonst nirgends gleich einfache Fibeln und in so früher archäologischer Vergesellschaftung getroffen haben, wie in den Pfahlbauten der südlichen und westlichen Alpen, so dürfen wir in diesem geographischen Gebiete ihre Herkunft suchen, von wo aus sie sich über weite Teile von Europa verbreitet hat.

Bei genauer Durchmusterung aller Funde ließen sich noch weitere Belege für die von S. Müller den prähistorischen Bewohnern Europas mit so ernsten und entschiedenen Worten abgesprochene Befähigung zur selbsttätigen Neugestaltung und zum Fortschritte beibringen; die angeführten Beispiele mögen genügen. Es sei nur noch beigefügt, daß deren eigene Tätigkeit durch aufgedeckte Werkplätze der Steinzeit und durch zahlreiche Funde der Metallzeit, so insbesondere durch Schmelztiegel, Gußlöffel und Gußformen in den Pfahlbauten der nörd-

---

[1]) J. Heierli, Pfahlbauten, IX. Ber. Taf. XII, Abb. 5, 6.

[2]) Ed. Freih. v. Sacken, Der Pfahlbau im Gardasee. Sitz. Ber der phil. hist. Kl. der kais. Akademie d. Wiss. XLVIII. Bd. S. 325.

[3]) O. Montelius, Chronologie der ält. Bronzezeit. S. 171, Abb. 407, 408.

[4]) A. Götze in W. Dörpfeld, Troja u. Ilion, S. 414.

lichen Alpen bezeugt werden. Es ist gewiß bezeichnend für den empfänglichen Sinn und die Tätigkeit der Bewohner Europas, daß die metallurgische Betriebsamkeit schon bei dem ersten Bekanntwerden des Metalles selbst in so versteckte Hochgebirgswinkel, in denen unsere Pfahlbauten sich bisweilen vorfinden, zu dringen vermochte.

V. Abschnitt.

Herkunft des Kupfers und der Bronze im mittleren und nordwestlichen Europa. — Rückblick.

Was endlich die Frage betrifft, woher Mittel- und Nordeuropa das für eine so lebhafte und umfassende Tätigkeit nötige Metall von dessen erstem Bekanntwerden an und während der ganzen Bronzezeit bezogen hat, so werden wir auch bei ihrer Beantwortung nicht auf den Orient, sondern auf Europa selbst verwiesen. In dieser Hinsicht fällt nämlich die Gleichheit der ältesten Metallgegenstände aus den Ländern rings um die Nordsee sowohl inbezug auf die Beschaffenheit des Materiales (Kupfer und zinnarme Bronze) als inbezug auf die Form (einfache Flachbeile, sodann Beile mit stark ausladender Schneide und Beile mit den ersten Ansätzen zu Schaftgraten — und Lappen) als endlich inbezug auf die ersten, aber immerhin zahlreichen Versuche der Dekorierung der Metallgegenstände umso mehr auf, als wir außerhalb des bezeichneten Ländergebietes u. z. schon im Süden Europas und insbesondere im Oriente Zeugnisse für einen solchen Trieb zur Formentwicklung und Dekorierung der ältesten Metallbeile nicht finden. Dabei ist zu beachten, daß die Dekoration der ältesten Metallgegenstände noch vollständig den strengen Charakter der steinzeitlichen Gefäßdekoration des nordwestlichen Europas an sich trägt.[1])

[1]) O. Montelius, Chronologie Abb. 97, 145, 152, 153, 155, 203, 207, 213, 214, John Evans, L'âge du bronze, Abb. 6, 7, 14, 21, 24, 32, 34–36, 38, 51.

Am zahlreichsten und mannigfaltigsten erscheinen diese Dinge in Großbritannien und Irland.

In Irland sind zur Zeit mindestens 150 Kupferbeile bekannt, deren chemische Analyse einen geringen natürlichen Bestandteil von Zinn, bezw. Zinn-Antimon nachweist. Man unterscheidet dort zwei Haupttypen der Kupferbeile, die einfache Steinzeitform und die eigentliche Metallform mit ausladenden Schneiden und von dieser eine längere und eine kürzere Abart.[1]) Kaum geringer dürfte die Zahl der bis jetzt in England bekannten primitiven Beile aus Kupfer und zinnarmer Bronze sein, von denen ein großer Teil ornamentiert ist. Schon aus diesem Grunde dürfen wir Großbritannien und Irland als das gefüllte Becken betrachten, von dem die in den Nachbarländern vorgekommenen Funde primitiver Flachbeile abgeflossen sind, und zwar um so mehr, als wir eben nur hier und sonst nirgends ornamentierte Stücke dieser Art wiederfinden. Berücksichtigen wir die Verbreitung der so ganz eigenartigen Schwertstäbe um das Becken der Nordsee, einer gemeinsamen Sichelform, der Luren, der Hammeräxte, ferner die Gleichheit der Bestattungsbräuche während der Steinzeit, das wenn auch vereinzelte Vorkommen von Bernstein in England, gedenken wir endlich der Tatsache, daß schon die Fischer der dänischen Muschelhaufenzeit in die offene stürmische Nordsee hinausgefahren sind, so werden wir uns von einem mit der jüngeren Steinzeit beginnenden und durch alle folgenden Zeitalter andauernden Verkehr dieser Länder untereinander überzeugen, der die ersten Metallbeile aus Großbritannien nach Schweden, Dänemark und Nordwestdeutschland gebracht hat.

Da für jene Zeit in Großbritannien (Westmoreland) und Irland auch schon Spuren alten Kupferbergbaues und

---

[1]) G. Coffey, Irish copper celts. Jonrn. of the Anthrop. Inst. 1902, XXXI, S. 265.

selbst Zinnbarren nachgewiesen sind,[1]) so ist es sehr wahrscheinlich, daß Skandinavien und Nordwestdeutschland auch das Rohkupfer und späterhin die Bronzelegierung aus Britannien und Irland bezogen haben. Von entscheidender Bedeutung scheinen mir die merkwürdigen Doppeläxte des nordwestlichen Deutschlands zu sein, von denen im IV. Abschnitt die Rede war. Es ist dort gezeigt worden, daß Form und Material und ganz insbesondere die Dekorierung auf deren Herkunft aus Großbritannien und Irland verweisen; die Unmöglichkeit der Schäftung schließt einen wirklichen und selbst einen symbolischen Gebrauch aus, die Verwendung als Opfergaben läßt sich nicht erweisen, weshalb wir sie als die Rohbarren betrachten dürfen, in deren Gestalt das Kupfer nach dem Nordwesten Europas gelangt ist. In weiterer Ausschau und vielleicht für eine frühere Zeit kann etwa auch Spanien in Betracht kommen, da zwischen der Bevölkerung dieses Landes und jener der eben genannten Länder nicht nur rassenverwandtschaftliche Beziehungen bestanden haben, sondern auch eine Einfuhr von Kupfer, wenigstens in der Gestalt der Schwertstäbe stattgefunden haben muß, die zweifellos von Spanien ausgegangen sind; auch konnte hier ebenfalls schon ein umfangreicher prähistorischer Bergbau auf Kupfer nachgewiesen werden.[2])

Dazu kommt die Tatsache, daß auch die Bewohner Mitteleuropas noch vor dem Ausgange des zweiten vorchristlichen Jahrtausends sich auf eine Stufe erhoben hatten, die sie befähigte, das Kupfer auch in seinen Erzen aufzusuchen und auszuschmelzen, zu welchem Zwecke sie

---

[1]) Wilde, Catalogue Mus. Stone inplements, S. 49, 85; J. Evans, L'âge du bronze Kap. XXI, XXII.

[2]) Alfonso Dory, Las antiquas minas de cobre y cobalto del Aramo. Revista minera, metallurgica y de ingeniera. Madrid, Jahrg. 1893, S. 333; Henri et Louis Siret. Les premiers âges du métal dans le Sud-est de l'Espagne.

die fast unzugänglichen Gebirgswinkel nach anstehendem Erze durchsuchten, in unwirtlicher Gegend und unter den ungünstigsten Umständen lange Stollen in die Berge trieben, was einer langjährigen Erfahrung, vieler Kenntnisse und umsichtigen Vorganges bedurfte. Nach den bei diesen Kupfergruben in den Salzburger und Tiroler Alpen vorkommenden ausgedehnten Stollen, riesigen Schutthalden, zahlreichen Schmelzstätten zu urteilen, muß der Bergbaubetrieb jahrhundertelang gedauert und große Mengen Kupfers zutage gefördert haben, das sich zufolge der Analyse erhaltener Reste als sehr rein erwiesen hat. Aber obwohl diese Stätten seit Jahrzehnten unter aufmerksamer Beobachtung stehen, ist auch hier nicht ein einziges fremdes Stück, keine Spur fremden Einflusses, insbesondere nicht durch Muster mykenischen oder unmittelbar prähmykenischen Ursprungs wahrgenommen worden. [1])

Hat man an diesen Stellen Kupfer gesucht und gefunden, so ist es sehr wahrscheinlich, daß es auch anderwärts geschehen ist. Diese Vermutung dürfte sich einmal auch in den steierischen Alpen bestätigen, wo unverwischbare Zeugnisse auf alten Kupferbergbau verweisen und Andeutungen auf ein hohes Alter nicht fehlen. Indes hat schon F. Keller auf Spuren vorgeschichtlichen Kupferbergbaues in der Schweiz aufmerksam gemacht, so auf jene auf der Mörschenalp am Walenstader See, auf dem Despiner Joch bei Andeer in Graubünden, wo in alter und neuer Zeit Bergbau auf Buntkupfererz betrieben wurde,[2]) und im Tale von Anniviers im Kanton Wallis, wo sich Kupfer- und Nickelminen befinden, weshalb man

---

[2]) M. Much, Das vorgeschichtliche Kupferbergwerk auf dem Mitterberg. Mitteil. d. Zentr. Kommiss. f. Kunst- u. hist. Denkmale in Wien. Jahrg. 1878 und Jahrg. 1879.

[0]) F. Keller, VI. Pfahlbaubericht. Mitteil. d. Antiquarischen Gesellsch. in Zürich. S. 250.

vermutete, daß das Kupfer der nickelhaltigen Bronzefunde der Schweiz aus dem Wallis stamme.[1])

Selbst noch weiter im Norden — im Fichtelgebirge — will man Spuren vorgeschichtlichen Kupferbergbaues gefunden haben.[2])

Der hier bezeugte Bergbau ist übrigens nicht der einzige, der im Norden der Alpen nachgewiesen werden kann. Schon lange vor dem Bekanntwerden des Metalles waren Pioniere der in den Vorlanden der östlichen Alpen wohnenden, z. T. auf Pfahlbauten in den Seen seßhaften Stämme trotz der ungeheuren Schwierigkeiten, welche die in den Himmel starrenden Felswände, die reißenden Gewässer, der ausgedehnte wildverwachsene, pfadlose Urwald entgegensetzten, in das Innere der Alpen eingedrungen, um brauchbare Gesteinsarten, zumeist den Serpentin für ihre Beile und Hämmer zu suchen und an geeigneten Stellen ihre Werkstätten einzurichten.[3]) An anderen Orten drangen sie schon in derselben frühen Zeit zu den Salzlagern vor, die nicht minder schwer zugänglich waren, wie z. B. jene in Hallstatt, um in bergmännischer Weise Salz zu gewinnen, was durch die dort mehr und mehr an den Tag tretenden Steinwerkzeuge nachgewiesen wird. Auch in späteren Zeitaltern stoßen wir in den östlichen Alpen auf eine emsige, wahrscheinlich nie unterbrochen gewesene Betriebsamkeit zur Gewinnung von Gold, Eisen und Blei.[4])

Beachtenswert bei dieser Betriebsamkeit ist eine historische Tatsache, die uns Strabo nach einer Erzählung des Polybius vermittelt. Zur Zeit des letztgenannten, also um

---

[1]) F. **Keller**, IV. Pfahlbaubericht, S. 33. F. von **Troeltsch**, Die Pfahlbauten des Bodenseegebietes, S. 252.

[2]) Dr. **Eidam**, Prähistorische Blätter, Bd. IX, S. 4.

[3]) Rudolf **Much**, Über die Anfertigung von Steingeräten. Mitteil. d. Wiener Anthrop. Gesellsch. Jahrg. 1882, S. 82.

[4]) M. **Much**, Prähistorischer Bergbau in den Alpen. Zeitschrift d. Deutsch. u. Österr. Alpenvereins. Bd. XXXIII.

die Mitte des II. Jahrhunderts v. Chr. hatten die gerade nördlich von Aquileja wohnenden norischen Taurisker so viel Gold in ihrer Heimat gewonnen, daß der Ruf davon viele Italiker verlockte, sich dahin aufzumachen, um an Arbeit und Gewinn teilzunehmen. Der Zuzug und das Ergebnis müssen massenhaft gewesen sein, denn schon nach zweimonatlicher Beteiligung der Italiker war die Ausbeute so groß, daß der Wert des Goldes in Italien um den dritten Teil sank, infolgedessen die Italiker von den Tauriskern vertrieben wurden. Hieraus ergibt sich, daß die nördlich von den Alpen wohnenden Völker keineswegs darauf angewiesen waren, zur Auffindung und Ausbeutung von Erzlagern auf die Anleitung der Südländer zu warten, sie haben im Gegenteil die Südländer, als sie ihnen unbequem wurden, vertrieben.

Das sind Tatsachen von noch nicht genug gewürdigter kulturhistorischer Bedeutung; jedenfalls ist das eine sicher, daß die nordischen Werkmeister der Bronzezeit es durchaus nicht nötig hatten, das Rohmaterial für ihre Kupfer- und Bronzeerzeugnisse aus dem Oriente zu beschaffen. Sie überheben mich der Notwendigkeit, die Schöpfungen der Bronzegießer im mittleren und nördlichen Europa noch im einzelnen zu besprechen. Es ist gar kein Zweifel darüber, daß in dieser zeitlich schon sehr vorgeschrittenen Zeit ein umfassender Austausch von Vorbildern, Anregungen und Vorstellungen stattgefunden hat, daß demnach gewisse allgemeine Typen sich über weite Bezirke verbreitet haben, allein die Schöpfungen fremder Länder sind doch nicht überall eingedrungen, so daß sie ihren Einfluß überall hätten geltend machen können. Die große Spiralbronzezeit des Nordens, muß Sophus Müller (Urgeschichte Europas, S. 94) selbst bekennen, „enthält nichts, was vollständig mykenisch ist, nicht ein einziges eingeführtes Stück,[1]) nicht ein einziges unverändertes Detail oder

[1]) Auch nach M. Hoernes reicht kein sicher griechisches Fundstück aus Mitteleuropa über das VII. vorchristliche Jahrhundert

irgend etwas, was sich als eine unmittelbare oder gleichartige Fortsetzung bezeichnen ließe"; ja die Fäden, welche den Orient in dieser Zeit mit dem Okzident verbinden, reißen wie bei den Steinhämmern, wenigstens teilweise, ganz ab. „Sehr bezeichnend ist," so fährt Sophus Müller an der angezogenen Stelle fort, „daß die Spiralornamente in der Mykenägruppe fast nie, in Mitteleuropa nur ziemlich selten auf Bronze vorkommen, während sie im Norden ausschließlich an Bronze und Gold gebunden sind." Eine Enlehnung der Spiraldekoration aus der Mykenägruppe ist übrigens schon deshalb ausgeschlossen, weil sie bereits, wie oben schon erwähnt wurde, in den unteren Donauländern und in dem mitteldeutschen Fundgebiete der steinzeitlichen Kultur eigen ist.

Ich möchte zum Schluß nur noch bemerken, daß die Höhe der Betriebsamkeit der nordeuropäischen Bronzezeitvölker sich nicht bloß in der Schönheit und Mannigfaltigkeit der Formen äußert, sondern auch in der technischen Beherrschung des Materiales. So werden, um nur einige Beispiele anzuführen, die mit Hilfe eines Wachsmodelles über einen Tonkern gegossenen großen Luren (O. Montelius, Kulturgeschichte Schwedens, Abb. 166, S. Müller, Ordning, Bronzealderen, Abb. 308), Votivstreitäxte (Montelius, a. a. O. Abb. 229, S. Müller, a. a. O. Abb. 154), Helmteile (S. Müller, a. a. O. Abb. 160), Hängebecken, die Gürtel und andere Schmuckstücke mit ineinanderhängenden Gliedern und Ringen (Montelius, a. a. O. Abb. 188, S. Müller, a. a. O. Abb. 327) und anderes mehr die Bewunderung auch eines geschulten Erzgiesers von heute erregen. Wenn diese Kunstfertigkeit vom Oriente hereingetragen sein soll, wo waren dann die Lehrmeister, da wir dort nichts ähnliches finden?

Diese kunstvolle Tätigkeit beschränkte sich nicht auf

---

zurück. Archiv f. Anthrop. XXX (III) S. 266. Worin liegt dann die oft angerufene Macht des Handels von Volk zu Volk?

den Guss, sondern erstreckte sich auch auf das Treiben von Bronzegegenständen, wofür wir zahlreiche Beispiele haben. An sich schon mussten viele gegossene Bronzesachen, wie z. B. Armspiralen, Haarzängelchen, mittels Hämmerns überarbeitet werden, da sie sonst die oft staunenswerte Federkraft nicht erhalten hätten. Ein kleines Wunder in der Beherrschung des Metalles bekunden die torquierten Halsringe (Montelius, a. a. O. Abb. 159, L. Lindenschmit, Altertümer uns. heidn. Vorz. I. Band, XI, 3, 1—5) mit, von der Mitte nach beiden Seiten in wechselnder Richtung und stets gegensinnig verlaufenden, bis zur Dünne eines Blattes ausgeführten Rippen, mögen diese nun durch Guss oder durch Hämmern hergestellt sein. Kein geringeres Zeugnis für diese Kunstfertigkeit geben manche Armbänder, die aus einer zur Armrundung zusammengebogenen Platte von der Form des Linsendurchschnittes bestehen, deren Ecken zu allmählich sich verjüngendem Draht ausgehämmert und dann in Spiralscheiben eingerollt sind. (L. Lindenschmit a. a. O. II. Bd., I, 2,1). In ähnlicher Weise wurden auch Halsringe hergestellt.

Auch die Dekoration der Bronzegegenstände, ob sie schon im Modell vorbedacht oder nachträglich punziert ist, bekundet die Meisterschaft in der Bearbeitung des Metalles. Bei dem ganzen Vorgange müssen feinfühlige Hände, Ruhe und Ausdauer und eine lange Erfahrung in der Behandlung des Metalles, in der Beurteilung der verschiedenen Härte und in der Herstellung geeigneter Meissel vorausgesetzt werden. Es ist wiederholt dargetan worden, dass es auch für diese Tätigkeit keine fremden Lehrmeister gegeben hat.

Soll ich das Urteil über die Kunstfertigkeit unserer bronzezeitlichen Vorfahren im mittleren und nördlichen Europa in wenige Worte zusammenfassen, so kann es nicht besser geschehen, als daß ich das wiederhole, was O. Montelius in seiner Kulturgeschichte Schwedens

darüber ausgesprochen hat: „Noch mehr überraschend ist es freilich, daß die Nordländer an Geschmack und in der Geschicklichkeit, Bronze zu gießen, sogar alle anderen Bronzezeitvölker Europas übertroffen haben. Ein Schwert, wie es Fig. 103 zeigt, mit dem feinen, reich verzierten Griff, Äxte, wie Fig. 105 und 106, oder eine hohlgegossene Axt wie Fig. 229, ein Gefäß, wie Fig. 163 und ein Gürtel, wie Fig. 188, deren eines Glied in das andere gegossen ist, suchen ihresgleichen; ein hellenischer Bronzegießer aus der besten klassischen Zeit, wo das Eisen schon seit Jahrhunderten in allgemeinem Gebrauch bei seinem Volke war, hätte sich eines solchen Werkes nicht zu schämen brauchen. Darum betrachten wir mit Stolz diese nordischen Arbeiten einer Zeit, die so weit vor des Perikles Tagen liegt."

Und so ist die mittel- und norddeutsche Bronzetechnik ihre eigenen Wege gegangen und so haben ihre Erzeugnisse, die Schwerter, Dolche und Messer, Streitäxte und Lanzen, Hals- und Brustschmuck, Arm- und Fingerringe, Nadeln, Hängebecken, Schöpfgefäße, Luren usw,, nicht nur selbständige Formen bewahrt, sondern zeigen hierin auch eine solche Mannigfaltigkeit und Schönheit und bekunden eine so entwickelte Fertigkeit in der Behandlung des Materiales, daß sie hierin unüberboten dastehen. Und so ist es begreiflich, daß selbst J. J. Worsaae, der in voller Übereinstimmung mit der zu seiner Zeit feststehenden Anschauung der wissenschaftlichen Kreise noch in festem Glauben an die Einwanderung der Bewohner Europas und der Ausstrahlung aller Kultur aus dem Oriente befangen war, bei der Betrachtung der nordischen Hinterlassenschaft doch schon sich zu folgenden Gedanken führen läßt: „Schon in der älteren nordischen Bronzezeit würde man nach ausgeprägt typischen Gegenständen aus der eigentlichen Bronzezeit der Mittelmeerländer vergeblich suchen und noch weniger kann in Frage kommen, daß in der jüngeren

Bronzezeit noch eine befruchtende Strömung der Bronzekultur den hohen Norden durch direkte Verbindungen mit Griechenland und Italien erreicht haben sollte, wo die Bronzezeit längst, erst einer vorklassischen und danach einer klassischen Eisenzeit Platz gemacht hatte, welche letztere sich nach mehreren Seiten hin ausbreitete. Dahingegen könnte es wohl scheinen, daß die griechisch-italische Bronzekultur vor ihrem gänzlichen Verfall oder gar die vorklassische Eisenkultur mittels direkten Verkehrs die jüngste Bronzekultur in Mitteleuropa beeinflußt hätte, wodurch in letztgenannter ein eigentümlicher Stil der Formen und Ornamente sich entwickelte, welcher von dort im Gefolge der letzten Reste der Bronzekultur nach dem Norden drang und lange nach dem Untergange der Bronzekultur in Mitteleuropa die Grundlage jenes eigentümlichen Geschmackes bildete, welcher sich gegen das Ende der Bronzezeit in den Ostseeländern geltend machte. Künftige Untersuchungen müssen indessen erst entscheiden, ob nicht etwa die Ähnlichkeit zwischen den nordischen und mitteleuropäischen Bronzen, welche die auffallendste ist, in einer Bewegung in entgegengesetzter Richtung ihren Grund habe, welche von Mitteleuropa über Norditalien sich erstreckte, wo, wie man angenommen hat, vom Norden kommende Stämme schon in sehr früher Zeit sich niedergelassen haben.“ [1])

Ich füge bei, daß ich nicht allen und jeden Einfluß des Orientes auf die europäischen Völker während der Metallzeit, insbesondere in ihren letzten Erscheinungsformen bestreite. So vermochte z. B. schon sehr früh der kyprische Dolch mit am Ende umgenieteter Griffangel nach Ägypten einerseits und bis in die Mitte unseres

---

[1]) J. J. A. Worsaae, Die Vorgeschichte des Nordens nach den gleichzeitigen Denkmälern. Ins Deutsche übertragen von J. Mestorf, Hamburg 1878.

Kontinentes anderseits einzudringen; er wurde von der Schleifennadel begleitet. Auf ein ähnliches Verhältnis hat O. Montelius, wie schon oben bemerkt wurde, bei der S förmigen Sichel verwiesen. Die Völker des Altertums waren eben trotz aller gegenseitigen Feindseligkeit und trotz schlechter Verkehrsmittel voneinander nicht völlig abgeschlossen; der Krieg brachte Beute ins Land, der Friede förderte den Austausch der Güter und so haben sich die Erzeugnisse der gewerblichen Tätigkeit nicht selten eine große Verbreitung verschafft, einzelne Stücke wurden zuweilen erstaunlich weit versprengt, aber sie spielen im fremden Volke in der Regel keine oder doch nur eine untergeordnete Rolle. Erst mit dem Beginn der Mykenäzeit, als der phönikische und bald nach ihm der griechische Handel den Erzeugnissen des Orientes erleichterte Wege verschaffen, als sich die Kulurentwicklung der Hallstattkultur näherte, beginnt sein Einfluß zu wachsen und nach und nach ein mächtiger zu werden, ohne jedoch alle Seiten der menschlichen Tätigkeit zu berühren oder gar vollends zu überwuchern, denn auch jetzt noch bewahren die verschiedenen Ländergebiete ihren eigentümlichen Charakter. Das in den einzelnen Zügen festzustellen, ist jedoch nicht meine Aufgabe, die ausschließlich darin besteht, gegen die Herabdrückung der Völker des prähistorischen Europas auf die Stufe tief stehender Wilder Widerspruch zu erheben und ihn zu begründen.

VI. Abschnitt.

Gräber- und Ahnenkult.

Es tritt nun noch die Frage an uns heran, wie es um die geistge Richtung menschlicher Tätigkeit, um menschliches Sinnen und Fühlen, um religiöse Vorstellungen und Gräberbrauch stehe. Auch all das, was Menschen aus der Mühsal der Tage erhebt, geläuterte Gedanken über das Seelenleben, Ahnenkult und Bestattung der Toten sollen den Nordleuten fremd gewesen, die Herzen derer, die so schöne Dinge schufen, die an ihnen so viel Gefallen fanden, sollen leer geblieben sein, bis der Orient sie mit seinen Vorstellungen erfüllte, bis er sie anleitete, sich des Bandes bewußt zu werden, das zwischen Kindern und Eltern, zwischen den Lebenden und Toten besteht; denn „im Orient ist", nach Sophus Müller, „zweifellos der Ausgangspunkt für die neuen Vorstellungen vom Leben im Jenseits zu suchen, welche die Menschen in Europa veranlaßten, die ersten mit Sorgfalt errichteten Gräber anzulegen." [1])

Demzufolge erklärt Sophus Müller die großen, aus riesigen Steinblöcken hergestellten Gräber des Nordens, die sogenannten Riesenstuben, als Nachbildung der mykenischen Kuppelgräber, die über die Mittelmeerländer und Westeuropa nach Skandinavien gelangte.[2]) Dieser Zu-

---

[1]) S. Müller, Urgeschichte Europas, S. 26 u. 59.

[2]) S. Müller, Urgeschichte Europas, S. 49, 61, 75—77.

sammenhang sei zweifellos, weil alle Mittelglieder zahlreich und klar vorlägen.

Ich möchte mir dagegen die Bemerkung erlauben, daß der Gräbergedanke nicht außer Verbindung mit dem ganzen übrigen Denken und Handeln der Menschen steht. Er hängt, insbesondere wenn er einmal eine so hohe Entwicklung erreicht hat, wie er sich in den nordischen großen Steingräbern kundgibt, mit dem gesamten geistigen Leben, mit dem Glauben an die Unsterblichkeit der Seele, mit der Ehrerbietung für die Verstorbenen, aber auch mit der Liebe zu den Angehörigen im Leben, mit einer gesellschaftlichen Ordnung zusammen — die nordischen Riesengräber erforderten ja ein zielbewußtes Zusammenwirken vieler bei der schwierigen Arbeit, und in Griechenland liegen Könige in den Kuppelgräbern —; er ist einer der mächtigsten Antriebe, aber auch er unterliegt den Gesetzen der natürlichen Entwicklung.

Wenn ein solcher Gedanke den Weg in die Welt antritt, sollte man zunächst glauben, daß er sich nach allen Seiten gleichmäßig verbreitet, weshalb wir schon im vorhinein fragen, warum das wesentlich nur in den Küstengebieten des Mittelmeeres und längs der Westküste von Europa geschehen sein soll?

Dann fällt auf, daß in keinem der Megalithgräber Spaniens und Frankreichs und noch weniger des Nordens irgend ein Gegenstand der mykenischen Bronzekultur, der die griechischen Kuppelgräber angehören, unter den Beigaben gefunden worden ist. So tiefstehende Menschen, wie Sophus Müller die vorgeschichtlichen Bewohner Europas, insbesondere Mittel- und Nordeuropas, schildert, sind erfahrungsgemäß lüsterner nach Schmuck und Waffen, nach Prunkstücken, mit denen sie vor den anderen prahlen können, als nach fremden, ihnen unbegreiflichen Gedanken; Besitz und Ansehen liegt ihnen näher als die Sorge, wie sie ihre Verstorbenen durch ein Grab ehren können, besonders wenn es so viele Mühe kostet und des selbst-

losen Zusammenwirkens vieler bedarf, die davon keinen eigenen Vorteil haben. Da sich nun während der nordischen Steinzeit, ja selbst noch während der Bronzezeit nicht ein einziges fremdes, durch den Handel zugeführtes Stück menschlicher Tätigkeit, noch eine vom Oriente ausgegangene Anregung zu neuen Formen, zu erhöhter Betriebsamkeit nachweisen läßt, müßte der von aller materiellen Begleitung losgelöste freie Gräbergedanke allein auf dem langen Umwege nach dem Norden getragen worden sein und dort eine so gewaltige und über ein so weites Gebiet sich ausbreitende, die ganze Gemütswelt erregende und beherrschende Bewegung der Geister bewirkt haben, was unseren Erfahrungen widerstreitet.

Sophus Müller erklärt (Urgeschichte Europas, S. 77), daß die nordischen Riesenstuben keinesfalls älter sein können als aus der Mitte des zweiten Jahrtausends v. Chr., da die entsprechenden Kuppelgräber in Griechenland nicht weiter zurückgehen, die, so seltsam es auch sein mag, in der Riesenstube das nordische Seitenstück haben, das am spätesten den äußersten Norden erreichte, wo es in ihr seine „eigenartigste und barbarischeste Gestalt“ erhielt (ebd. S. 76), und an anderer Stelle (S. 40) heißt es wörtlich: „An den Westküsten des Mittelmeeres wurden die Steinstuben wohl in der prämykenischen Zeit, gegen Schluß des dritten Jahrtausends, errichtet; im Norden können sie nicht älter sein als der Beginn des zweiten Jahrtausends.“ Hiermit stimmen dessen Angaben in der, dem bezeichneten Werke beigegebenen Übersichtstabelle, denen zufolge die großen Steingräber Spaniens und Portugals an das Ende des III. vorchristlichen Jahrtausends, jene Nordfrankreichs, Großbritanniens und Irlands, des nordwestlichen Deutschlands und Hollands an den Beginn des II. Jahrtausends und die Riesenstuben des Nordens in die Mitte dieses Jahrtausends gesetzt werden.

Ich will hier gar nicht untersuchen, ob und inwiefern diese Aufstellungen mit der zeitlichen Zugehörigkeit

aller ausschließlich aus steinzeitlichem Gerät bestehenden Begleitfunde der großen nordischen Steingräber, die dadurch in die zweite Hälfte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends heraufgerückt würden, nicht in Widerspruch stehen, wie es kommen konnte, daß bei dem behaupteten überwältigenden Einfluß der orientalischen Kultur, eben nur Steingerät sich bis in diese Zeit im Gebrauche erhielt, wo in diesem Fall der Zeitraum für die ältere nordische Bronzezeit erübrigt?

Ich werde auch darüber hinweggehen, daß manche Forscher den Bau der mykenischen Kuppelgräber, wie es scheint, mit Recht nicht an den Anfang der Mykenäperiode, also nicht in die Mitte des II. vorchristlichen Jahrtausends, sondern erst gegen dessen Ende setzen: abgesehen von all dem werfen S. Müllers diesbezügliche Zeitbestimmungen selbst seine Lehre über den Haufen. Denn wie können die mykenischen Kuppelgräber im fernen skandinavischen Norden schon in der Mitte des II. vorchristlichen Jahrtausends als Vorbilder wirksam werden, wenn man in Griechenland selbst erst in dieser Zeit oder vielleicht gar noch später angefangen hat, sie zu bauen? Da ferner die Riesenstuben in den Nachbargebieten Skandinaviens, nämlich in Großbritannien und Irland, im nordwestlichen Deutschland und in Holland sich von den skandinavischen in gar nichts, weder in Form noch Inhalt unterscheiden, müssen wohl folgerichtig auch diese Gräber barbarische Nachbildungen der mykenischen Kuppelgräber sein, und doch erscheinen sie nach S. Müllers eigener Angabe schon am Beginn des II. vorchristlichen Jahrtausends, also ein paar Jahrhunderte früher als die mykenischen Vorbilder überhaupt vorhanden waren. Die großen Steingräber in Spanien und in Portugal, die von den anderen im Wesen doch auch nicht abweichen und in ihrem Inhalte nur dadurch, daß in ihnen zuweilen schon Metall erscheint, sollen gar dem Ende des III. vorchristlichen Jahrtausends angehören, demnach weit mehr als ein halbes

Jahrtausend älter sein, als die mykenischen Kuppelgräber, obwohl man glauben sollte, daß gerade sie wegen ihres jüngeren Inhaltes diesen in der Zeit näher liegen. Ist aber S. Müllers Lehre so zu verstehen, daß ausschließlich die skandinavischen Riesenstuben als die barbarischen Nachbildungen der mykenischen Kuppelgräber zu betrachten seien, ja warum sind es dann nicht auch die großen Steingräber Nordwestdeutschlands, Hollands, Britanniens, Frankreichs, die doch ganz ebenso beschaffen sind, wie jene? und wenn diese nicht nach mykenischem Vorbilde gebaut worden sein sollten, warum gilt das nicht auch für die skandinavischen, die sich von den anderen durch nichts unterscheiden?

Wir müssen endlich fragen, auf welchem Wege die mykenischen Vorbilder nach Skandinavien gelangt sind? Auf dem geraden Wege quer durch Europa kann es nicht geschehen sein, denn nödlich vom Balkan und vom Apennin bis zum deutschen Mittelgebirgszug Harz — Karpaten gibt es weder große Steingräber noch andere wegweisende Spuren solcher Vorbilder; auf dem Umwege längs der Küsten des Mittelmeeres und des Atlantischen Ozeans, den S. Müller im Auge zu haben scheint, würde die in der Mitte des II. vorchristlichen Jahrtausends von Griechenland ausgehende Anregung sofort auf die, nach S. Müllers eigener Angabe fast ein Jahrtausend älteren Steingräber der mittelländischen Küstenländer gestoßen sein, die aber denen des Nordens in Form und Inhalt ähnlicher sind, als den angeblichen mykenischen Vorbildern. Die Barbarisierung des Vorbildes wäre schon hier erfolgt und zwar ein Jahrtausend früher, als das Vorbild da war.

Wir sehen, auf welche Widersprüche man kommt, wenn man in den mykenischen Kuppelgräbern den Ausgangspunkt der west- und nordwesteuropäischen Steingräber annimmt. Ist es dagegen den tatsächlichen und natürlichen Verhältnissen nicht angemessener, zuzugeben, daß es sich bei dem Bau der großen Steingräber um einen

dem ganzen Nordwesten, einschließlich Großbritanniens und Irlands und des nordwestlichen Frankreichs gemeinsamen Totenkult handelt, der im wesentlichen derselben großen Kulturperiode angehört? Und soll der Gedanke, den Verstorbenen große Gräber zu bauen, nicht auch dort entstanden sein können, wo die Eiszeiten tausende von Steinblöcken ausgestreut und vielleicht nicht selten so zusammengelagert haben, daß sie schon durch ihren natürlichen Aufbau geeignet scheinen konnten, den Toten einen dauernden Schutz zu gewähren? Hat uns doch Sophus Müller in seiner Nordischen Altertumskunde selbst gezeigt, daß in der nordischen Kulturentwicklung bis in das schöne Bronzealter herein nicht ein einziger fremder Zug zu finden ist, daß sich vielmehr alles harmonisch eines zum anderen fügt, und daß auch der Gräberkult aus einfachen Anfängen allmählich und stetig bis zu den großen, unsere Bewunderung erregenden Steingräbern erwachsen ist.

Schon in der paläolithischen Zeit muß in Europa der Glaube an eine Seele und an deren Fortdauer nach dem Tode des Menschen vorhanden gewesen sein. Zwar sind wir nicht imstande, direkte Beweise dafür zu bieten, denn die Gegenstände, welche Zeugnis zu geben vermöchten, wie z. B. Fetische, Schutzmittel gegen Zauberei oder Mittel, welche zur zauberischen Beeinflussung anderer verwendet worden sein mochten, sind sicher zumeist aus leicht vergänglichen Stoffen, wie heute noch aus Haaren, Kleiderfetzen, Kräutern, Teilen vom tierischen oder menschlichen Körper, hergestellt worden. Immerhin kann man auf einiges verweisen, aus dem man auf einen Glauben an unsichtbare Wesen schließen kann. Ich möchte diesfalls zunächst auf die bemalten Kiesel aus der Grotte Mas d'Azil aufmerksam machen, in denen Piette Symbole von ganz bestimmter Art sieht, und wenn wir auch nicht so weit gehen, wie dieser Gelehrte, so wird man die Möglichkeit einer symbolischen Bedeutung, sowie die

einer anderen Zahl von Gegenständen, für die wir sonst keinen Zweck ermitteln können, z. B. von formlosen Anhängseln, von solchen, die Menschen und Tiere darstellen u. dgl., nicht kurzweg bestreiten können, schon deshalb nicht, weil wahrscheinlich überhaupt jedes Schmuckanhängsel aus dergleichen Schutzzaubermitteln hervorgegangen ist. Ein Fund dieser Art, ein aus einem Renntiergeweihe geschnitzter doppelter Phallus aus der Höhle Laugerie Basse [1]), genügt für viele.

Auf Grund dieses einen Fundes werden wir die Bedeutung eines Symboles oder Schutzzaubers gegen unsichtbare — animistische — Einwirkungen auch bei einer Reihe anderer Funde gelten lassen können, z. B. bei durchbohrten Tierzähnen,[2]) die ursprünglich ebensowenig als es heute noch bei Kindern während des Zahnens und bei Jägern der Fall ist, ausschließlich als Schmuck, sondern auch als Zaubermittel getragen worden sind. Dahin dürften noch gehören Nachbildungen von Tieren, seien es plastische oder bloße Tierzeichnungen,[3]) selbst ganz formlose Stücke, besonders sofern sie Ornamente tragen, die ursprünglich ebenfalls symbolische Zeichen gewesen sein können.[4]) Wenn wir endlich die symbolistische Bedeutung der Hunderte von tönernen und bronzenen Pferde- und Rinderfiguren auf der Tempelstätte von Olympia anerkennen, werden wir dieselbe Eigenschaft auch bei solchen Nachbildungen

---

[1]) E. Cartailhac, La France préhist., Abb. 26.

[2]) G. et A. de Mortillet, Musée préhist., Taf. XXIII, Abb. 159, 160 bis 162; M. Hoernes, Der diluviale Mensch, Abb. 27, 29, 41; K. Merk, Der Höhlenfund im Keßlerloch, Taf. VI, Abb. 56.

[3]) G. et A. de Mortillet, Musée préhist., Taf. XXVI, Abb. 195, Taf. XXIII, Abb. 158; A. de Mortillet, Le préhist. origine, Abb. 92—94.

[4]) G. et A. de Mortillet, Musée préhist., Abb. 157; E. Cartailhac, La France préhist., Abb. 24, 25; M. Hoernes, Der diluviale Mensch, Abb. 41; K. Merk, Der Höhlenfund im Keßlerloch, Taf. VI, Abb. 57—61, 82, 83, 85, 86, 96.

aus dem neolithischen Zeitalter nicht im vorhinein zurückweisen können, ja es ist selbst erwägenswert, ob nicht auch derlei Gebilden aus den jüngeren Abschnitten des paläolithischen Zeitalters die Bedeutung eines Symbols oder Zaubermittels, also eine religiöse Bedeutung zukommt. Erinnern wir uns endlich, daß gewisse Tiere nicht bloß in übersinnlicher Vorstellung, sondern schon in der leibhaftigen Erscheinung, wie z. B. die Kröte, der Salamander, die Schlange, die Eule, die Fledermaus, der Wolf, als gespenstische und gefürchtete Wesen gelten,[1]) daß die Jägerstämme Nordamerikas auch Vorstellungen von gespenstischen Jagdtieren, insbesondere eines gespenstischen Bison hatten, so werden wir nicht ganz abgeneigt sein, zuzugeben, daß auch die Höhlenbilder des Solutréen, anscheinend Schöpfungen der freien Kunst, doch auch ihre tiefere symbolistische Bedeutung haben.

Dazu kommt endlich die Tatsache, daß nicht erst am Beginne des neolithischen Zeitalters, also lange vor dem Bau der Riesenstuben des Nordens, die Verstorbenen in sorgfältig eingerichteten Gräbern und unter Widmung von Beigaben bestattet wurden, sondern daß wir eine gleiche Begräbnisweise schon im letzten Abschnitte der paläolithischen Zeit feststellen können. So wurde in Brünn im Jahre 1891 gelegentlich eines Kanalbaues ein Grab aufgedeckt, in dem eine Leiche bestattet worden war, der man durchbohrte Tierzähne, Dentalien und Speisen, letztere aus den Knochenresten nachweisbar, sowie eine aus Elfenbein hergestellte menschliche Figur mitgegeben hatte. In der unmittelbaren Umgebung fand man diluviale Tierknochen und eine rötelartige Masse, von der die menschlichen Knochen, wohl aber auch die tierischen einen Über-

---

[1]) So sagt Peter v. Dusburg (Sript. rer. Pruss., I, 53) von den Litauern und Preußen: „Errando omnen creaturam pro deo coluerunt, scilicet solem, lunam et stellas, tonitrua, volatilia, quadrupedix etiam usque ad bufonem.“

zug erhalten hatten.[1]) Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Zutat der Ockererde zum Begräbnisbrauche gehörte, daß man die entfleischten Knochen der Leiche damit bestrich und den Überrest kurzerhand ins Grab warf. In der menschlichen Figur dürfen wir mit Recht ein dem Toten ins Jenseits mitgegebenes Idol (Fetisch) betrachten. Auf Grundlage der beigelegenen diluvialen Knochen hat man angenommen, daß das Grab, wenn es nicht schon der Solutréenzeit angehört, was mir selbst nicht vollkommen festzustehen scheint, doch jedenfalls noch in das paläolithische Zeitalter, sehr wahrscheinlich in das Asylien fällt.[2]) Aus diesen Tatsachen ergibt sich, daß man im mittleren Europa schon in jener frühen Zeit einen sorgfältigen und unter bestimmten Vorschriften stehenden Gräberbrauch kannte, daß man an eine Seele und deren Fortleben nach dem Tode, vielleicht auch an Dämonen glaubte, ja daß selbst gewisse engere Beziehungen zu Familienangehörigen vorhanden gewesen sein müssen.

Die Beweiskraft dieser Tatsachen ist umso größer, als sie nicht allein stehen. Gleichfalls dem Asylien gehört eine andere Grabstätte in einer der Grotten von Mas d'Azil selbst an, in der zwei Bestattete gefunden wurden, die nach dem Tode sowie in Brünn mit Steinwerkzeugen entfleischt und deren Knochen sodann mit Ockererde überzogen worden waren.

Ein drittes Grab aus der Zeit des Asylien wurde in Barma grande, einer der Grotten bei Mentone, aufgedeckt. Es enthielt drei Skelette. Die absichtliche Bestattung bezeugen einige Schmuckstücke und Flintwerkzeuge; aber auch hier fand sich wie bei den früheren die Bemalung der Knochen mit Ocker, nachdem das Fleisch vom Leichnam entfernt worden war.

In einer der Roten Grotten (Les Baoussés-Roussés)

---

[1]) Makowsky, Der Löß von Brünn und seine Einschlüsse. Verhandlungen d. naturf. Vereines in Brünn, Jahrg. XXVI.

[2]) M. Hoernes, Der diluviale Mensch, S. 217.

bei Mentone fand man ein Grab, in welchem der Tote, auf der Seite liegend, mit aufgezogenen Armen und Beinen, also wie ein Schlafender bestattet war; sein Haupt lag etwas erhöht auf den flachen Händen. An Beigaben fanden sich Muscheln, Knochen und Flintspäne. Das auffallende war auch hier, daß sowohl die menschlichen Knochenreste als auch die Beigaben und alle anderen Gegenstände der Umgebung mit dem Mehl und mit den glänzenden Körnern von zerstoßenem Bluteisenstein überstreut waren. Abseits davon stieß man auf die gleichfalls sehr stark mit Eisenocker rot gefärbten Knochenreste eines etwa zwölfjährigen Kindes.

Unter dem, durch seine reichen und wichtigen Funde bekannten Felsdache Laugerie Basse im Tal der Vézère öffnete man ein Grab, in dem ein Toter in derselben Weise, nämlich wie ein Schlafender mit aufgezogenen Gliedmassen auf der Seite liegend bestattet war. Der Kopf lag auf der ausgebreiteten linken Hand, die rechte ruhte am Halse. An Beigaben fand man eine Anzahl Muscheln in auffälliger Verteilung, nämlich vier gerade vor der Brust und je zwei bei jedem Ellbogen, bei jedem Knie und bei jedem Fuß, so daß man mit Recht annehmen kann, daß damit eine symbolistische Wirkung beabsichtigt gewesen ist.

Es ließen sich noch mehr Belege für einen schon in paläolithischer Zeit vorkommenden Totenkult beibringen; die angeführten werden genügen, seinen Bestand nachzuweisen.[1])

Bei diesen Bestattungen bezeugen die an sich wohl nicht bedeutenden, aber der Zeit und den Umständen entsprechenden Beigaben, z. T. auch deren auffällige Anordnung, die rote Bemalung der Knochen und die sorg-

---

[1]) Man vergleiche übrigens E. Cartailhac, La France préhistorique, S. 91 u. f. und Gabr. et Adr. de Mortillet, Le préhist. origine et antiquité de l'homme. S. 307 u. f.

fältige Bettung der Leichname, daß diese nicht durch einen Zufall in die Erde gekommen sind, daß vielmehr schon im Asylien ein gemeinsamer, mit einem gewissen Ritus verbundener und durch die Sitte gebotener Begräbnisbrauch bestanden und sich über einen großen Teil von Europa verbreitet hat. Diese weite Verbreitung, Brünn — Mentone, läßt erkennen, daß der Brauch ein seit sehr langer Zeit und oftmals geübter gewesen sein muß. Wie viele solcher Gräber mögen aus Unkenntnis zerstört worden sein? Wer hat auch acht auf einige rotgefärbte Knochen? Wer kennt die unscheinbaren Flintstücke, die man in diesen Gräbern erwarten darf? Eben darum aber legen diese wenigen zerstreuten Gräber Zeugnis ab für viele.

Zu den Gräbern der Übergangszeit gehört auch eines in einem der Muschelhaufen von Aamölle in Dänemark.[1]) Die Zugehörigkeit zur Kjökkenmöddingerzeit ist den festgestellten Umständen zufolge nicht zweifelhaft, ebensowenig, daß es sich um eine absichtliche, ordnungsmäßige Bestattung handelt. Beigaben außer einigen Flintspänen und Flintsplittern fehlen leider; immerhin leitet uns auch dieses Grab aus der paläolithischen Zeit in die neolithische herüber, und, was diese betrifft, zeigt uns Sophus Müller selbst in seiner Nordischen Altertumskunde die schrittweise lückenlose Weiterbildung der Gräberformen bis zu der, den Steinzeitmenschen Nordeuropas erreichbaren Höhe, den Riesenstuben.

Von hochgeschätzter Seite wurde ich aufmerksam gemacht, daß die Sitte des Begrabens des Leichnams in der Ruhelage eines Schlafenden (liegenden Hockers) doch von Ägypten ausgegangen sein könne, da sie dort während der jüngeren Steinzeit allgemein im Gebrauche gewesen ist. Anregung zu diesem Gedanken hat wahrscheinlich die Tatsache gegeben, daß die Leichen in den beiden

---

[1]) A. P. Madsen, S. Müller u. a., Affaldsdynger, S. 100, Abb. 13.

bis jetzt aufgefundenen Gräbern der Muschelhaufenzeit in gestreckter Lage beerdigt wurden, woraus sich ergeben kann, daß diese Bestattungsweise die ältere sein müsse, der die Bestattung mit angezogenen Gliedern, die wir im weitern Verlaufe der jüngern Steinzeit im Gebrauche sehen, offenbar infolge eines von auswärts kommenden Einflusses erst in späterer Zeit nachgefolgt ist. Allein selbst wenn man der jüngeren Steinzeit Ägyptens ein höheres Alter als jener des nördlichen Europas einräumt, liegt die Bestattung in der Lage eines Ruhenden auch anderwärts nahe, wo für den toten Angehörigen ein gewisses Maß von Pietät vorhanden ist. So wurden in Peru die Leichen als wirkliche Hocker beigesetzt. Außerdem sollte man glauben, daß mit der neuen Gepflogenheit auch manches andere aus Ägypten gekommen sein müßte, was sich bis jetzt nicht nachweisen läßt. Von der Annahme eines Einflusses von dorther werden wir ganz und gar enthoben durch die oben erwähnten Gräber in einer der Grotten von Mentone und in dem Grabe von Laugerie Basse im Vézère-Tale, welche uns die sehr sorgfältige Bestattung in der Ruhelage eines Schlafenden schon in einer Zeit ersehen lassen, die der neolithischen Zeit Ägyptens lang vorausgeht und in einem Gebiete, das demjenigen unserer Untersuchung unmittelbar benachbart ist.

Nach meinem Dafürhalten sind also Begräbnisbräuche, die wir im mittleren und nördlichen Europa in der neolithischen Zeit antreffen, keineswegs dem Oriente entlehnt, sondern das Ergebnis einer naturgemäßen und stetigen Eigenentwicklung; wer dennoch auf der Entlehnung verharrt, unterschätzt das Alter der letzten paläolithischen Kulturstufe und überschätzt das Alter und die Allmacht der orientalischen Kultur.

Es drängt mich, schließlich noch die Frage zu beantworten, ob die Indogermanen in der Zeit, als sie noch ein Volk mit einer Sprache gewesen, den Glauben an eine im Menschen wohnende Seele und an ihre Fortdauer

nach dem Tode gekannt haben; denn wenn sie im westlichen Ostseegebiete wirklich schon zu Beginn der neolithischen Zeit gewohnt haben, welcher Meinung man sich jetzt vielerseits zuwendet, und ihnen solche Vorstellungen fremd waren, dann müßte man freilich zugeben, daß diese und die aus ihnen hervorgehenden Begräbnisbräuche von auswärts und dann vielleicht aus dem Oriente den Weg bis zu den Bewohnern des mittleren und nördlichen Europas gefunden haben. Ich muß um so mehr darauf eingehen, als Sophus Müller (Urgeschichte Europas, S. 26) sagt, daß nicht nur der Ausgangspunkt der neuen Vorstellungen vom Leben im Jenseits und der mit ihnen im Zusammenhange stehenden Begräbnisbräuche zweifellos im Oriente zu suchen sei, sondern daß von dort auch der religiöse Glaube seinen Ausgang genommen habe. Sophus Müller hat auch hier wieder eine Behauptung aufgestellt, ohne einen Beweis dafür auch nur zu versuchen, denn es wäre notwendig gewesen, zu zeigen, wie sich der religiöse Glaube, den wir im Norden antreffen, ob es nun derjenige der Indogermanen oder ein anderer ist, aus den religiösen Vorstellungen der Babylonier und Assyrer, denn diese können nur in Frage kommen, entwickelt habe. Wir hätten uns gern begnügt, auch nur die einfachen Grundzüge dieses Beweises dargelegt zu sehen.

Dagegen wissen wir aus dem Schatze der gemeinindogermanischen Wortgleichungen, daß die Indogermanen, als sie, wie bemerkt, noch ein Volk mit einer Sprache bildeten, einen Himmelsgott (Dyâus, Ζεύς, Jupiter, Zîo) als personifizierten Träger des Tageslichtes kannten, der bei Persern, Germanen und Balten, bei Indern und Griechen als Wesen der Verehrung galt. Seine Gattin ist die Erde. Aus ihnen zweigen sich dann verschiedene Personifikationen für die Morgenröte, für Feuer, Wind, Wasser usw. ab und ergeben sich Beziehungen zu den einzelnen Vorgängen in der Natur, zu den Menschen und zu den aus

den Seelen hervorgegangenen dämonischen Wesen. Der Glaube an die Seelen der Verstorbenen hat im Traume seinen Ursprung, der in der Vorstellung der Menschen auf allen primitiven Stufen dem Schlafenden nicht trügerische Gestalten, sondern tatsächliche Vorgänge vorführt. Verstorbene, die im Traume erscheinen, sind daher nur zum Teile gestorben; etwas unfaßbares, unsichtbares, aber doch wirksames von ihnen, die Seele („das Bewegliche“), anima („Hauch“), psyche („Atem“), got. ahma („Geist“) lebt fort. Da die Verstorbenen im Traume ganz wie die Lebenden sich benehmen, so wie sie denken, sprechen und handeln, haben sie auch wie die Lebenden das Bedürfnis von Speise und Trank, von Waffen und Gerät und einer Ruhestätte. Sind die Verstorbenen Blutsverwandte, Ahnen, gewesen, dann hält es die für sie vorhandene Neigung für eine Pflicht, ihren Bedürfnissen wie denen der Lebenden zu entsprechen; waren es Mächtige oder Bösgesinnte, dann treibt die Furcht vor ihrem Übelwollen dazu. Da sie bald da, bald dort, unerwartet und beunruhigend erscheinen, wurden sie als unruhig schweifende Gespenster gedacht, und sie „an ihre Gräber zu bannen, durch Speis und Trank ihren Haß zu zerstreuen, ihr Wohlwollen zu erlangen, muß der nächste, rein selbstsüchtige Zweck des indogermanischen Totendienstes gewesen sein, der hinter dem aus ihm allmählich emporsprießenden Pietätsgedanken in milderen Zeiten mehr und mehr zurücktrat. Also man ehrte die Toten zunächst, weil man sie fürchtete. Aber auch so ist jener älteste Totendienst für die religiöse Entwicklung der Indogermanen von außerordentlicher Bedeutung geworden. Der Gedanke des Überirdischen geheimnisvoll die Geschicke des Menschen Umschwebenden, mag in dieser primitiven Form zum erstenmale dem Indogermanen zum Bewußtsein gekommen sein, aus Seelen zuerst Geister, zuletzt Götter geschaffen haben und so zu e i n e r Quelle der Religion geworden sein, die im Laufe der Entwicklung, aber noch in indogermanischer Urzeit,

mit den Wassern aus einer zweiten Quelle zusammentraf, die ihren Ursprung nicht im Tode, sondern im Leben, im Leben der Natur und ihren tausendfachen Erscheinungen hatte“.[1])

Ich habe diesen Worten nur beizufügen, daß der Übergang der ursprünglich wirksamen Furcht vor den Seelen der Toten in ein Pietätsgefühl für die verstorbenen Blutsverwandten sehr frühstattgefunden haben müsse. Zum Erweise des Gesagten darf ich mich sowohl auf die Bestattungen in paläolithischer Zeit als auch auf jene der Kjökkenmöddingerzeit im Norden beziehen. Die Mitgabe von Speise und Gerät kann auch die bloße Furcht veranlaßt haben, in der eigentümlichen Anordnung der dem Bestatteten von Laugerie Basse mitgegebenen Muscheln kann auch eine Art Zauber liegen, aber in der sorgfältigen Bettung der Leiche in der Lage eines Schlafenden, mit dem auf der flachen Hand ruhenden Haupte dürfen wir einen allgemein verbreiteten Brauch liebevoller Zuneigung erkennen. Ich darf auch an das schon erwähnte Grab von Aamölle in Dänemark erinnern, in dem allerdings keine nennenswerten Beigaben gefunden worden sind, dessen Anordnung aber eine sehr sorgfältige ist. Den Leichnam eines im Leben gleichgiltig betrachteten oder gar gefürchteten Menschen würde man ohne Aufwand von Mühe in die Grube geworfen und diese allenfalls mit dem nötigen Zauber umgeben haben; hier aber ist es deutlich, daß man einem geliebten Wesen eine Ruhestätte bereiten wollte.

Hat Liebe die Toten und die Überlebenden verbunden oder Furcht vor den Abgeschiedenen den Anstoß gegeben, immer führte der Glaube an eine Seele und ihre

---

[1]) O. Schrader, **Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde, unter Ahnenkult. Siehe auch andere diesbezügliche Schlagworte, sowie dessen Sprachvergleichung und Urgeschichte.**

Fortdauer zunächst dahin, den Leichnam zu verwahren, sei es ihn vor Unbill zu schützen, sei es die Wiederkehr der Seele zu verhindern. Wurden den Toten Speise und Trank und sonstige Ausstattung mitgegeben, dann mußte ja auch diese gesichert werden, was in jeder Beziehung ebenfalls am besten durch das Vergraben in der Erde geschehen konnte. Überblickt man die bisher durch Sprach- und Altertumsforschung „festgestellten Tatsachen, so ergibt sich, besonders im Hinblicke auf die altgriechischen, altrömischen und altgermanischen Zustände, der Schluß, daß die Indogermanen in ältester Zeit ihre Toten begraben haben“.[1])

Man hat gegen den heimischen Ursprung der im mittleren und nördlichen Europa während der jüngeren Steinzeit herrschenden Bestattungsbräuche eingewendet, daß die neolithischen Bewohner des Innern von Europa gemeinsame Bestattungen nicht gekannt haben und lange Zeit beim Einzelgrabe verharrt sind. Doch das ist zunächst nur eine auf ein örtliches Gebiet beschränkte Erscheinung, deren Bedeutung in dieser Beziehung dadurch aufgehoben wird, daß man im nördlichen Deutschland, in Skandinavien, in England usw. gemeinsame Gräber sehr wohl kannte. Im Inneren Europas liegt dieser Mangel lediglich an den örtlichen Verhältnissen, weil die Natur in den fruchtbaren, von den Steinzeitmenschen zuerst besiedelten Gegenden das Material zum Bau großer Steingräber versagte, weshalb eben nur erübrigte, die Leichen in Einzelgräbern zu bestatten. Dagegen war das Gefühl der Zusammengehörigkeit der Sippen und Stämme auch hier ein so mächtiges, daß man die Toten in einem gemeinsamen Friedhofe beerdigte, deren wir nicht wenige von großem Umfange, z. B. im Saalegebiete, im nördlichen Böhmen, zu Lengyel in Ungarn, kennen, und deren die Zeit noch

---

[1]) O. Schrader, Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde, S. 80.

mehr aufdecken wird. Die in den nord- und westeuropäischen großen Steingräbern vorgefundenen Reste menschlicher Leiber lassen erkennen, daß deren selbst bis zu hundert u. z. Männer, Frauen und Kinder zusammen in einem Grabe bestattet worden sind. Es ist deshalb kaum ein Zweifel übrig, daß es sich bei den nordischen Riesenstuben nicht um den Bau einer königlichen Ruhestätte, wie bei den mykenischen Königsgräbern, sondern um gemeinsame Sippengräber gehandelt hat.

Man kann aber auch nachweisen, daß die gemeinsame Bestattung nicht etwa zuerst bei den Griechen, als dem vom Oriente zunächst beeinflußten indogermanischen Stamme, aufkam und dann zu den anderen übertragen wurde, sondern daß sie auch bei Römern, Germanen und Slawen in Übung, also ein allen europäischen Indogermanenstämmen eigentümlicher, aus dem Sippenleben hervorgegangener Brauch gewesen ist. Der nordgermanische Ausdruck *aettarhaugr* („Geschlechtshügel") (*aett* = Familie) ist zwar jüngeren Quellen entlehnt, aber er verweist doch mit deutlicher Sprache auf das gemeinsame Sippengrab und den gemeinsamen Sippenfriedhof als einen uralten Besitz der Indogermanen.[1])

Dieser Hinweis wird durch das Erbrecht bestätigt. Totenkult und Erbrecht erscheinen bei den gesamten Indogermanen in innigstem Zusammenhange, wonach man berechtigt ist, von dem Personenkreise, in dem sich das Eigentum vererbte, einen Schluß auf den Personenkreis zu ziehen, der durch gemeinsame Totenopfer verbunden war.[2])

---

[1]) O. Schrader, Reallexikon, S. 256. Das Wort ist als aettarhaugr im älteren Christenrechte des Eidsivathings bezeugt, wo es heißt, daß niemand graben solle i annars aettarhaug, im Familienhügel eines anderen, wenn er nicht durch die Erben des Toten für seine Feindschaft friedlos gemacht werden wolle.

[2]) O. Schrader, Reallexikon, S. 32.

Durch diese linguistischen und archäologischen Tatsachen werden wir zugleich auf einen bedeutsamen Unterschied zwischen den mykenischen Kuppelgräbern und den nordischen Riesenstuben aufmerksam gemacht. Die Kuppelgräber sind Königsgräber, man findet in ihnen nur die Reste einer einzigen oder einiger weniger Leichen, wobei sowohl der Bau als die wertvollen, nicht selten aus Gold bestehenden Beigaben das höchste zeigen, was die Zeit leisten konnte. Die nordischen Riesenstuben dagegen sind Sippengräber, in denen eine große Zahl von Menschen unterschiedslos bestattet worden ist; auch die Beigaben sind im Verhältnisse zu dieser Zahl durchaus nicht reichlich und keineswegs immer von hervorragender kunstvoller Arbeit, sondern alltägliche Vorkommnisse, wie sie sich eben im Besitze der Toten befanden. Wären die Riesenstuben Nachbildungen der mykenischen Königsgräber, würde ihre Bestimmung dafür sicher in irgend einer Weise zum Ausdruck gekommen sein, und es ist demnach höchst unwahrscheinlich, daß die Sippen wenn auch freier, doch einfacher Menschen gerade Königsgräber als Muster für die eigenen gewählt haben.

Die in der vorstehenden Ausführung dargelegten Umstände und Tatsachen bringen mich zur Überzeugung, daß der übermächtige und allverbreitete Einfluß der orientalischen Kultur auf die materielle und geistige Entwicklung Europas während des älteren und jüngeren Steinalters, wie er von vielen Forschern behauptet wird, nicht besteht, jedenfalls aber eines strengen Beweises durchaus entbehrt. Nach meiner Ansicht zeigt diese Entwicklung ein selbständiges Gepräge und umfaßt anfänglich den südlichen, mittleren und nordwestlichen Teil Europas. Es ist begreiflich, daß ihr Gang nicht immer der gleiche, ihre Richtung nicht überall die nämliche sein konnte, daß sie vielmehr in den verschiedenen Ge-

bieten je nach den Bedingungen der geographischen Gestaltung des Bodens, der Verschiedenheit des Klimas, der Fruchtbarkeit und dessen, was die Natur sonst noch bietet, zur Ausbildung verschieden gearteter Menschengruppen führen mußte.

Druck von Gottfr. Pätz, Naumburg a. S.

Druck von Gottfr. Pätz, Naumburg a. S.